

Erscheint täglich außer Sonntagen.  
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis  
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.  
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

## Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einspaltige Nonpareillezeile  
80 Pf., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.  
Postcheckkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,  
Berlin Nr. 37436. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

# Staatsskandal in Thüringen

## Frick verbietet sozialdemokratische Versammlung, weil Nazis drohen

Die Sozialdemokratische Partei Thüringens hatte für heute eine große Kundgebung vorgesehen, in der Major Mahr vom Reichsbannerbundesvorstand sprechen sollte. Heute früh hat nun Minister Frick diese Kundgebung auf Grund des Artikels 123 der Reichsverfassung und des § 32 der thüringischen Landesverwaltungsordnung verboten, mit der Begründung, daß die öffentliche Ruhe und Sicherheit gefährdet sei!

Dieses skandalöse Verbot der sozialdemokratischen Kundgebung ist provoziert durch eine angekündigte Gegendemonstration der Palenkruizer, die Herrn Frick den Vorwand lieferte. Frick ist noch einen Schritt weiter gegangen und hat auch alle sonstigen öffentlichen Kundgebungen in Weimar für heute verboten.

## Krawall im Wohlfahrtsamt.

Schutzpolizei muß die Beamten schützen.

Stettin, 12. Januar.

Im Stettiner Wohlfahrtsamt kam es heute vormittag zu Ausschreitungen, die die Einschickung von starken Polizeitrupps erforderlich machten. Ein auf das Wohlfahrtsamt bestellter Erwerbsloser benahm sich einem Beamten gegenüber derart, daß man ihn gewaltsam entfernte. Der Arbeitslose tobte auf dem Flur weiter und schlug die Tür zur Amtsstube ein. Auf den Rärm hin eilten sämtliche gerade im Gebäude befindlichen Wohlfahrtsempfänger herbei und versuchten, die Dienststuben zu stürmen. Den Beamten gelang es, die Türen zu verschließen und polizeiliche Hilfe zu rufen. Die Schutzpolizei rückte mit 150 Mann an und räumte das Gebäude. Auf der Straße kam es zu weiteren Krawallen, doch gelang es auch hier bald, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen.

## Zuchthausurteil in Leipzig.

Zehn Jahre für den polnischen Grenzkommissar.

Leipzig, 12. Januar.

Der 4. Strafsenat des Reichsgerichts verkündete am Montagmittag in dem Spionageprozeß gegen den polnischen Grenzkommissar Adam Bjendryński aus Gjerst im Weichselkorridor im Zusammenhang mit dem Grenzzwischenfall Reuthöfen vom 24. Mai vorigen Jahres folgendes Urteil: Der Angeklagte wird wegen fortgesetzter verbotener Ausspähung militärischer Geheimnisse nach § 3 des Spionagegesetzes und § 43 des Strafgesetzbuches, verbotener Tötung im Sinne des § 214 Strafgesetzbuches und wegen Paß- und Waffenergehens zu einer Gesamtzuchthausstrafe von zehn Jahren verurteilt. Dem Angeklagten werden sieben Monate der erlittenen Untersuchungshaft angerechnet. Die beschlagnahmten Waffen und Munition werden eingezogen.

## Mord und Selbstmord in Brieg.

Eine furchtbare Familientragödie hat sich, wie jetzt festgestellt wurde, in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag in der Siedlung Idealgenossenschaft Brieg abgepielt. Durch Gasgeruch aufmerksam gemacht, ließen heute früh die Mitbewohner des Hauses Hannemannstraße 35 die Tür zur Wohnung der Witwe Schmidt öffnen. Den Eintretenden bot sich ein grauenhafter Anblick. Im Schlafzimmer lag der elfjährige Sohn Willi der Witwe blutüberströmt mit durchschnittenem Hals im Bett. Die Mutter hatte dem eigenen Kind mit einem Rasiermesser den Hals durchgeschnitten. Danach hatte sie den Gashahn geöffnet und war dem ausströmenden Gas bald erlegen. Die beiden Leichen wurden von der Polizei beschlagnahmt. Ueber die Gründe, die die Frau zu der unseligen Tat getrieben haben, weiß man noch nichts. Eine zwölfjährige Tochter befindet sich bei Verwandten in Hamburg.

## Der Ruhrschiedspruch

### Vor der Verbindlichkeitserklärung, nachdem beide Parteien ablehnten

Bochum, 12. Januar.

Der am Sonnabend gefällte sechsprozentige Lohnkürzungsschiedspruch für den Ruhrbergbau ist von den Zechenbesitzern sofort abgelehnt worden, weil diese „Lohnermäßigung“ den Unternehmern nicht genügt. Am Sonntag lehnten auch die Arbeitervertreter den Schiedspruch aus dem entgegengesetzten Grunde ab.

Die große Revierkonferenz des Bergbauindustriearbeiterverbandes in Bochum hat auf die Empfehlung des Vorstandes hin am Sonntag den Schiedspruch für den Ruhrbergbau einmütig abgelehnt. Die Gründe dafür legte das Vorstandsmittglied Martmüller eingehend dar.

Bei den Besprechungen mit dem Reichsarbeitsminister zu Anfang der Woche — so führte Martmüller aus — hatte sich ergeben, daß man in Regierungskreisen die Absicht hegte, die Lohnfrage mit der Sanierung der Knappschaff zu verbinden. Die Bergarbeitervertreter haben diese Verknüpfung entschieden abgelehnt und gleichzeitig betont, daß die Knappschaff unter allen Umständen gesichert werden müsse, und zwar unabhängig von der Lohnfrage.

Der Regierung war sehr viel daran gelegen, den nach dem Scheitern der Verhandlung drohenden Kampf im Ruhrbergbau zu verhindern. Sie hat daher zu allen Mitteln gegriffen und so einen Schiedspruch zustande gebracht, der mit größerem Recht als von den Unternehmern von den Arbeitern als

ein politischer Schiedspruch

bezeichnet werden müsse. Die Ablehnung durch den Verband erfolgt vor allem, weil die wirtschaftliche Lage im Ruhrbergbau so günstig ist, daß es eines Lohnabbaues nicht bedarf.

Die Gewerkschaften haben ihre rechnerischen Unterlagen für diese Behauptung ergänzen können und festgestellt, daß Kohlenpreiserhöhungen zu tragen sind, ohne daß man die Hand nach den Hungerlöhnen der Schwerarbeiter ausstrecken braucht. Dieser Umstand hat auch die Gewerkschaften veranlaßt, während der Schlichtungsverhandlungen ihr äußerstes Entgegenkommen, zur Erhaltung

des Friedens bis zu 4 Proz. Abbau zu gehen, wieder zurückzuziehen.

Die Gewerkschaften lehnen den Schiedspruch ab, weil sie die ganze Lohnabbaupolitik grundsätzlich für falsch halten und damit die Schwächung der in Krisenzeiten so besonders notwendige Kontrakt der Massen. Der neue Schiedspruch habe

eine ungeheure Bedeutung

und das trampfaste Festhalten der Unternehmer an ihrer letzten Forderung von acht Prozent zeigt dafür, denn er soll die Plattform bilden, auf der der Kampf gegen den Lohn in Deutschland weitergehen soll. Das erklärt alle die Anstrengungen sowohl der Unternehmer als auch der Regierung und beweist die schmerzhafte Stellung der Gewerkschaften in diesem Kampfe, der nur für den Augenblick ruht. Krisenzeit und ein verbindlich erklärter Schiedspruch geben keinen günstigen Boden für einen augenblicklichen Kampf ab, und darum muß auch jetzt die Streikparole der RPD abgelehnt werden. Aber die Aussicht,

in wenigen Monaten vor einem neuen Kampf um den Lohn

und ein wenig später um die Beseitigung der Mehrarbeitszeit zu stehen, erfordert noch mehr als jetzt die Einmütigkeit und Schlagkraft der Bergarbeiter.

In der Aussprache kam die Erbitterung der Bergarbeiter stark zum Ausdruck. Es sei den organisierten Bergarbeitern außerordentlich schwer, das Lohnbildnis kampfslos hinzunehmen. Wenn sich die Vertreter der Bergarbeiter trotzdem für die Hinausschiebung des Kampfes schweren Herzens entschließen würden, dann geschehe das nur in der Hoffnung, daß recht bald der Zeitpunkt zum Kampfe günstiger als jetzt sei.

### Auch die Christlichen lehnen ab.

Bochum, 12. Januar. (Eigenbericht.)

Der Gewerkschaftsverein christlicher Bergarbeiter hat den Schiedspruch ebenfalls abgelehnt. In einer zu dem Spruch angenommenen Entschlieung heißt es, daß die Preissteigerungspolitik der Regierung im Vergleich zu ihren Ankündigungen bisher so gut wie erfolglos geblieben sei. Es wird gefordert, daß die Preise künftig ebenso schnell abgebaut werden, wie man die Löhne abbaut.

### Die Hirsch-Dunderschen ebenfalls.

Essen, 12. Januar.

Die gestrige Konferenz der Vertrauensmänner des Hirsch-Dunderschen Verbandes (Abteilung Bergarbeiter) hat den Schiedspruch ebenfalls einstimmig abgelehnt.

### Vor der Verbindlichkeitserklärung.

In der Lohnstreitigkeit im Ruhrkohlenbergbau hat der Reichsarbeitsminister die Tarifparteien zu einer Aussprache über die durch die beiderseitige Ablehnung des Schiedspruches vom 10. Januar entstandene Lage zu heute, Montag, 17 Uhr, in das Reichsarbeitsministerium eingeladen.

Die Aussprache dient der Klärung der Frage, ob eine Verbindlichkeitserklärung des Schiedspruches erfolgen soll.

## Fünf-Tage-Woche!

Vorschlag des U.M.-Gewerkschaftsbundes.

Washington, 12. Januar.

William Green, der Präsident des Gewerkschaftsbundes, hat den Vorschlag gemacht, die fünf-tägige Arbeitswoche einzuführen, um die Arbeitslosigkeit wirksam zu bekämpfen. Er wandte sich entschieden gegen die Ansicht, daß die Arbeitslosigkeit unvermeidlich sei, und verlangte konstruktivere Maßnahmen, um den Rückwirkungen der Wirtschaftskrise auf die Arbeiterschaft vorzubeugen.



„Achtung! Achtung! — Hier Cowjet-Rusland, das Vaterland der Arbeiter! Wir senden...“



# Zodesfälle über China.

Hunderte von Menschen erfroren / Schwere Schneestürme.

Schanghai, 12. Januar.

Ganz China wird zur Zeit von einer außerordentlich starken Kälteperiode heimgesucht. Mehrere hundert Personen sind in den verschiedenen Teilen des Landes der Kälte bereits zum Opfer gefallen. Alle Flüsse und Kanäle sind zugefroren. Der Hafen von Tientsin ist während einer einzigen Nacht vereist. Zwanzig Küstendampfer liegen im Eis eingeschlossen. In der Stadt sind 30 Personen erfroren. In Zentralchina mühen schwere Schneestürme, die vielerorts die Telephon- und Telegraphenverbindungen unterbrochen haben. In Charbin in der Mandschurei sind Temperaturen von über 48 Grad Kälte gemessen worden. In Kowling, wo das Thermometer minus 25 Grad Celsius zeigt, ist die Zahl der Todesopfer geringer. Mittelchina wurde von einem Schneesturm heimgesucht, der so gut wie sämtliche Verkehrsverbindungen unterbrach.

# Bülow, Zeuge gegen Deutschland.

Die französische Presse triumphiert.

Paris, 12. Januar.

Eine Reihe Pariser Blätter beschäftigt sich mit den Erinnerungen des Fürsten Bülow, in denen sich der frühere deutsche Reichskanzler mit der Frage befaßt, ob Deutschland die Möglichkeit gehabt habe, den Krieg zu verhindern. Besonders wird hervorgehoben, daß Bethmann den Krieg erklärt habe, um in einem Kampf gegen den Jarrismus die deutschen Sozialdemokraten mitzureißen, daß der österreichische Außenminister Graf Berchtold Serbien auf jeden Fall habe reißen wollen, um Desterreich die Möglichkeit zum Einmarsch zu verschaffen, daß vier oder fünf Personen in der „Dunkelkammer des Berliner Auswärtigen Amtes“ nBefchlüsse gefaßt hätten, die Deutschland ins Verderben führten, und daß englische Vermittlungsvorschläge a limine abgelehnt, verschleppt oder sabotiert worden seien usw. Auch Desterreichs Ultimatum an Serbien sei vorher in Berlin bekannt gewesen. Die französische Presse verzeichnet mit Genugtuung, daß damit die Schuld Deutschlands am Weltkriege einmal mehr bewiesen sei.

# Bullerjahn.

Französisches Unschuldzeugnis angekündigt.

Paris, 12. Januar. (Eigenbericht.)

Die französische Liga für Menschenrechte hat sich an die französische Regierung gewandt, um eine offizielle Erklärung zum Fall Bullerjahn zu erreichen. Wie verlautet, dürften die amtlichen Stellen dieser Aufforderung schon in den nächsten Tagen nachkommen und öffentlich die Versicherung abgeben, daß Bullerjahn niemals mit der internationalen Militärkontrollkommission, dem französischen Kriegsministerium oder sonstigen militärischen Stellen in Verbindung gestanden habe.

# Der Prügeltrupp eines Ministers.

Franzens Ehrenorde.

Braunschweig, 12. Januar. (Eigenbericht.)

Die offizielle braunschweigische Regierungspartei des Kabinets Franzens ist dazu übergegangen, öffentliche Versammlungen zu sprengen und die Teilnehmer blutig zu schlagen. So überfiel am Sonntagabend in Tebinghausen ein Kastriturtrupp unter Anführung des Reichstagsabgeordneten Leistner eine Reichsbannerwerberversammlung und schlug mit Biergläsern, Tischschlägern, Stahlruten auf die Versammlungsteilnehmer ein. Es gelang dem Reichsbanner, die Falkenkreuzer aus dem Saal zu drängen. Auf beiden Seiten gab es eine Reihe von Schwere- und Leichtverletzten.

Leistner hatte zuvor den Referenten, den von Franzens gemahregelten Studienrat Schleppe, als ein „eiskaltes Schwein“ beschimpft. Dies war das Signal zum Losschlagen. Unter den Nazis tat sich besonders ein Reichspostbeamter Behrens hervor. Das Reichsbanner hat gegen die Versammlungsprenger Strafantrag gestellt.

# Die Geißelhelden.

Kiel, 12. Januar. (Eigenbericht.)

In Sojel in Holstein kam es in einer nationalsozialistischen Versammlung zu einer Saalkschlacht zwischen Nationalsozialisten und Republikanern, bevor der Parteisekretär Genosse Schmidt-Wandsbeck in der Diskussion das Wort ergreifen konnte. Die Nationalsozialisten, die im Verlauf der Ausführungen eines Redners Verstärkungen von auswärtig beordert hatten, fürchteten offenbar die Abrechnung, weshalb sie auf einen Pfiff hin ohne einen begründeten Anlaß über die anwesenden Reichsbannerleute und Sozialdemokraten herfielen. Mit Stühlen, Tischen und anderen Waffen wurden die Republikaner angegriffen und vier von ihnen verletzt. Unter den Verletzten befindet sich auch der Parteisekretär, auf den man es besonders abgesehen hatte. Die Gendarmerie, die in der Lage gewesen wäre, den Ausbruch der Saalkschlacht zu verhindern, verhielt sich vollkommen passiv.

# Dingeldey wirbt um Hitler.

Er möchte die Faschisten regierungsfremd machen.

Dresden, 12. Januar. (Eigenbericht.)

Der Vorsitzende der Deutschen Volkspartei, Abg. Dingeldey, sprach am Sonntag in einer Versammlung seiner Organisation über innen- und außenpolitische Fragen. Dingeldey beschäftigte sich u. a. mit der Frage, ob die Nationalsozialisten zur Mitverantwortung herangezogen werden sollen. Er bemerkte dazu, daß Hitler in der Agitation eine ganz andere Sprache führe, als seine Anhänger innerhalb und außerhalb des Parlaments. Aber auch Hitler gehe jeder klaren Antwort auf die großen Lebensfragen aus dem Wege. Die Nationalsozialisten hätten sich bisher weder über die Lösung jener Probleme, die die Volkswirtschaft betreffen, noch über das Problem der Arbeitslosigkeit in irgendeinem positiven Sinne ausgesprochen. Man wisse ferner weder etwas Positives vom Wirtschafts- noch vom Finanzprogramm der Nationalsozialistischen Partei. Trotzdem müßten sich die Nationalsozialisten in die Reihe der Parteien einordnen, die den Mut zur Verantwortung hätten.

Dingeldey erklärte zum Schluß: Wer der Deutschen Volkspartei die Reichsbanner der Nationalsozialisten empfehle, könne nicht mehr als Volksparteiler betrachtet werden.

# Otto Wels an die Jugend

Rede im Reichsausschuß der Arbeiterjugend - Ablehnung der Arbeitsdienstpflicht Mehr Schutz für die Jugend

Durch den Ausgang der Septembertwahlen ist der Kampf um die Jugend in den Vordergrund des politischen Interesses gerückt. Die Sozialdemokratische Partei hat den Kampf um die junge Generation mit verstärkter Kraft in allen ihren Organisationsstellen aufgenommen. Für einen erfolgreichen Ausgang ist eine Vorbedingung die enge Zusammenarbeit von Partei und Jugendorganisation. Daß diese Verbindung vorhanden ist, dafür war die Reichsausschussitzung des Verbandes der Sozialistischen Arbeiterjugend, die am 11. Januar in Berlin abgehalten wurde, ein eindeutiger Beweis.

Die Tagung wurde eingeleitet mit einem großen Referat des Parteivorstehenden Genossen Otto Wels über

„Die politische Lage und die Aufgabe der Jugend“.

Seit dem 14. September ist eine Hochflut des Nationalismus sichtbar geworden, die die außenpolitische Lage mit Zündstoff ungeheuer angefüllt hat. Die Sozialdemokratie hat im Gegensatz zu den Kommunisten, die kurz vor den Reichstagswahlen die Parolen des Nationalismus zu den ihren gemacht, immer wieder ihre Verbundenheit mit den anderen Völkern und ihre Bereitschaft zur Verständigung unter den Nationen betont. Sie hat das getan aus der Erkenntnis, daß national und international untrennbare Begriffe sind. Der Sozialdemokratie machen die Nationalsozialisten einen Vorwurf aus ihrer internationalen Einstellung; sie wenden sich aber nicht gegen die goldene Internationale des Kapitals, gegen die Internationale des Adels und der Kirche. Die Sozialdemokratie wird auch weiterhin international sein und in der sozialistischen Internationale das Gegengewicht gegen die Internationalen zur Niederhaltung des sozialen Fortschritts und der Befreiung der Menschheit sehen. Aufgabe der sozialistischen Jugendorganisationen ist es heute mehr denn je, in der Jugend die Bereitschaft zum Frieden zu wecken und die Einsicht in die Notwendigkeit der Völkerverständigung hineinzutragen.

Die Demokratie ist die beste Sicherung gegen neue Kriege.

Die demokratische Republik ist die Staatsform, in der heute und in den nächsten Jahrzehnten soziale und kulturelle Fortschritte durchzuführen sind. Erhaltung der Demokratie liegt so im stärksten Interesse der jungen Generation. An einem Rückblick auf die Politik der Sozialdemokratie in der Nachkriegszeit zeigte Genosse Wels, daß die Demokratie schon oft bedroht war, aber durch den entschlossenen Einsatz der Sozialdemokratie erhalten wurde. Die erste konterrevolutionäre Welle war der Kapp-Putsch, die zweite waren die politischen Auswirkungen der Inflation; heute befinden wir uns in der dritten Welle des Angriffs gegen Demokratie und Republik. Jung und alt innerhalb der Arbeiterorganisationen müssen um der Zukunft und des Sozialismus willen alles einsehen für die Niederhaltung dieser dritten Welle und die Verteidigung der Demokratie.

Wir haben heute eine politische und wirtschaftliche Situation, die die Richtigkeit des Marxismus beweist wie noch nie zuvor. Das Schulbeispiel des gründlichen Verjagens des kapitalistischen Systems und die Bestätigung der marxistischen Lehre muß eine solche Fülle von Begeisterung in allen und besonders in den jungen Sozialisten hervorrufen, daß sie mit dem Fanatismus eines Kreuzzugspredigers alle arbeitenden Männer, Frauen und Jugendlichen für den Sozialismus gewinnen müssen. Die Macht der Arbeiterschaft liegt in der Zahl ihrer Organisationen Sozialdemokratie, freie Gewerkschaften und Arbeiterportverbände stehen heute in einer engen Arbeits- und Kampfgenossenschaft.

Die Jugend darf hier nicht fehlen, und sie fehlt uns auch nicht.

wie Erhebungen über die Alterszusammensetzung der Parteigenossenschaft, die in nächster Zeit veröffentlicht werden, beweisen. An dieser organisierten Macht, die gepaart mit einem Höchstmaß von Selbstbewußtsein und Vertrauen, das aus unserer Kenntnis entspringt, die wir mit den Mitteln des wissenschaftlichen Sozialismus gewonnen haben, wird das Schaumgebäude des Nationalsozialismus, das am 14. September ausgerichtet wurde, zerfallen.

Die Bedeutung der klaren Vernunft in der leicht begeisterten Jugend ist die größte Aufgabe der sozialistischen Jugendbewegung. Die Jugend sieht die wirtschaftlichen Verhältnisse, aus denen sich die politischen ergeben, recht deutlich, weil sie im Wirtschaftsleben steht und unter seinen Störungen stärksten leidet. Hier ist der Anknüpfungspunkt für Aufklärungsarbeit unter dem Jungproletariat. Zur Gewinnung der Jugend für den Sozialismus gehört aber auch, daß wir das Wort beherrzigen: „Verne, daß man begeistert sein muß, um große Dinge zu vollbringen.“ Wir brauchen in unseren Reihen die Begeisterung des Vernens, der Arbeit, des Eifers und die Leidenschaft der Vernunft. Die Jugend ist berufen, diese Begeisterung und Leidenschaft in die Partei hineinzutragen.

Die politische Lage von heute erfordert Festigkeit, Klugheit und Fähigkeit gehören zur Kriegskunst des proletarischen Kampfes. Zu ihr gehört auch die Erkenntnis, daß es in der Politik immer auf die Wirkung ankommt. Gefühlpolitik würde nur dem Gegner helfen. Die Taktik und die Politik der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion ist darauf gerichtet, den Faschismus unter allen Umständen von der legalen Nachtergreifung fernzuhalten. Das wird oft nicht klar erkannt und verstanden. Wir können und dürfen uns aber in der Abwehr des Faschismus nicht nur auf die Staatsgewalt verlassen. Die Sozialdemokratie hat die Aufgabe, die Kräfte zusammenzuschließen, die über die Demokratie zum Sozialismus hinführen. Mit dem nüchternen Menschenverstand, mit starkem Klassenstolz und mit heißer Begeisterung für unser sozialistisches Ziel müssen wir an die Arbeit gehen, deren unmittelbarste Aufgabe ist: Stärkung unserer Organisationen. Jeden Tag ist an jeden Genossen und an jede Genossin die Frage zu stellen:

Wo bleibt der zweite Mann?

Am Abschluß dieses sicherlich kampferfüllten Jahres muß jeder für die Partei und für die Jugendbewegung ein neues Mitglied gewonnen haben.

Nachdem in einer lebhaften Diskussion zu der Frage Jugend und Partei über das Verhältnis der Partei zum Reichsbanner Ausführungen gemacht worden waren, erörterte Genosse Wels eine Reihe von organisatorischen Dingen. Vor allem ging er noch einmal auf das Verhältnis zwischen jung und alt in der sozialistischen Bewegung. Er sagte:

„Für die Jugend kämpfen die Alten, in der Hoffnung, daß es die Jugend sein wird, die einst in das Land des Sozialismus marschiert. Was die Partei wünscht, ist, daß die Jugend geschult und mit besserem Rüstzeug den letzten entscheidenden Kampf zwischen Kapital und Arbeit führen kann. Jung und alt kämpfen Seit an Seit an verschiedenen Stellen, aber für ein Ziel, den Sozialismus. In der ganzen Partei ist der Wille vorhanden, allen befähigten jungen Kräften Raum zu geben. Die Partei ist reich an Erfahrung, sie ist stark an jungen Kräften, und sie braucht den Eifer und die Begeisterungsfähigkeit der Jugend in dieser schweren Zeit ganz besonders.“

Im weiteren Verlauf der Tagung sprach Erich Ollenhauer über die Situation im Verband. Einleitend stellte er fest, daß die Ausführungen des Genossen Wels der Jugend wieder die Größe der Aufgaben gezeigt haben und die Verpflichtung, durch einen ständigen Ausbau der Jugendbewegung daran mitzuwirken, daß durch diese Arbeit unsere Kampftruppe nicht geschwächt wird. Eine starke Arbeiterjugendbewegung wird wertvolle Vorarbeit leisten, daß die kommende Generation das Werk der Alten weiter führen und hoffentlich erfolgreich beenden kann.

Nach den Wahlen ist eine allgemeine Befehdung der Gruppenarbeit zu verzeichnen, aus allen Teilen des Reiches wird über große Aktivität berichtet. Nach Behandlung verschiedener interner organisatorischer Fragen schloß Ollenhauer seine Ausführungen mit den Worten: Wir haben keinen Grund, die weitere Entwicklung pessimistisch zu betrachten. Es gilt dafür zu sorgen, daß das Jahr 1931 im Zeichen der stärksten Aktivität der sozialistischen Bewegung steht.

Über die Stellung der sozialistischen Arbeiterjugend zu der Einführung der Arbeitsdienstpflicht referierte Genosse Gustav Weber. Er kam nach einer Untersuchung der Verhältnisse, die mit der Arbeitsdienstpflicht verfolgt werden, zu der Auffassung, daß die Arbeitsdienstpflicht keine Lösung des Erwerbslosenproblems bringen kann und nichts anderes ist als eine neue Form der sozialen und materiellen Ausnutzung der proletarischen Jugend und ihrer Zwangs-erziehung zu Militarismus und Nationalismus.

Eine Resolution, in der die Arbeitsdienstpflicht abgelehnt und die Erwartung ausgesprochen wird, daß die sozialdemokratischen Fraktionen im Reichstag und in den Länderparlamenten Anträge auf Einführung einer Arbeitsdienstpflicht ablehnen, wurde einstimmig angenommen. Ferner wurde in einer Entschließung tatkräftige Unterstützung aller Einrichtungen und Bestrebungen gefordert, die dazu dienen können, die Not der arbeitslosen Jugend zu lindern, in der energische Maßnahmen auf dem Gebiet des sozialen Schutzes der Arbeiterjugend gefordert werden und in der die Verlängerung der allgemeinen Schulpflicht durch Einführung des neunten Schuljahres als eine Maßnahme bezeichnet wird, die im Sinne des Jugendbeschützungsprogramms der Sozialistischen Arbeiterjugend liegt, das die Erweiterung der Schulpflicht bis zum 16. Lebensjahr verlangt. Ueber das neunte Schuljahr, Gewerbelehrausbildung und aktuelle Jugendbeschützungsfragen referierte Genosse Otto Heßler, Bildungssekretär im Bundesvorstand des ADGB.

Die Reichsausschussitzung beschloß Richtlinien für die Verbandsführungen und den Jahresarbeitsplan für 1931. Danach soll der Monat März ein Werbemonat sein unter der Losung: „Gegen Faschismus und Wirtschaftsnot.“ In den Monaten April bis Juni werden in den einzelnen Landesgebieten Funktionärkurse abgehalten. Mitte August ist auf der Rheinlinie Narnaby das 2. Reichsjugendzeltlager. Vom 28. bis 30. August ist in Braunschweig a. M. der 6. Deutsche Arbeiterjugendtag. Motto ist: Für Demokratie und Sozialismus gegen den Faschismus.

Zum Schluß wurde in einer Entschließung Protest erhoben gegen den Pilsudski-Terror in Polen. Dem sozialistischen Jugendverband in Polen, dessen Führer Dubois und Ciofacy mit in der unmenschlichen Festungshaft in Brest-Litowsk gehalten waren, wurden herzlichste Grüße übermittelt.

# Um die Arbeitsdienstpflicht.

Ausproben im Reichsarbeitsministerium.

Heute vormittag um 10½ Uhr begann im Reichsarbeitsministerium unter dem Vorsitz des Staatssekretärs Wels eine Aussprache über die Arbeitsdienstpflicht, zu der Vertreter der Spitzenverbände der Unternehmer und der Gewerkschaften sowie einige sachverständige Herren, darunter Professor Dr. Spranger und Dr. Raphaeli eingeladen worden sind.

Voraussetzlich werden bei dieser Gelegenheit auch die Anregungen, die Reichsfinanzminister Dr. Dietrich bezüglich einer Arbeitspflicht gemacht hat, zur Sprache kommen.

# Wir fühlen uns geehrt...

Ein Generallieutenant zeugt für die Sozialdemokratie.

Der Generallieutenant a. D. v. Nisch beginnt einen Artikel im „Tag“ mit folgenden Sätzen:

Wenn ich in einem Hinterhaus von vierzig Parteien, mit Eiterleib und Kinderarbeit groß geworden wäre, wäre ich wahrscheinlich Kommunist... Wenn ich noch im Jünglingsalter wäre, wäre ich vielleicht Nationalsozialist... Unvorstellbar ist mir aber, gleichviel, in welcher sozialen Umgebung ich aufgewachsen wäre, daß ich den gigantischen Schwundel der SPD, auch nur kurze Zeit mitgemacht hätte, es sei denn terrorisiert mit der gefüllten Faust in der Tasche, wie es seit Jahrzehnten Millionen tun mußten und noch müssen.

Wenn Herr v. Nisch auch nur ahnte, mit welcher Erleichterung und Befriedigung wir sein Bekenntnis zur Notiz genommen haben. Gottlob, die Sozialdemokratie ist so gar keine Partei für hirnlose Schmeicheleien und vertrottelte Generäle!



# Jugendjahre der Arbeiterbildung

Aus Anlaß des 40jährigen Jubiläums der Arbeiterbildungsschule mag es mir vergönnt sein, aus alten Papieren meines Vaters vergangene Zeiten und Namen in Erinnerung zu rufen.

Mein Vater gehörte zu den ältesten Mitgliedern der Partei. Soweit mir aus seinen Erzählungen erinnerlich ist, war er schon Mitglied jenes demokratischen Arbeitervereins, der 1868 — nach dem Nürnberger Vereinstag — von der bürgerlichen Demokratie sich löste und alsbald der Eisenacher Partei anschloß. Er hat dann die schweren Jahre des Sozialistengesetzes im 4. Wahlkreis, zum Teil meines Wissens als Kassierer, durchgemacht. Die Veteranen unter den Berliner Genossen erinnern sich gewiß noch des „schwarzen Robert“, wie er wegen seines langen schwarzen Bartes scherzweise im Gegensatz zu dem kürzlich verstorbenen Genossen Wengels, dem „roten Robert“, genannt wurde. Als nach dem Fall des Sozialistengesetzes die Arbeiterbildungsschule gegründet wurde, beteiligte er sich lebhaft an ihren Bestrebungen und wurde — ich weiß nicht genau wann? — nach einiger Zeit ihr erster Vorsitzender. Aus jener Zeit — November 1893 — besitze ich noch ein kleines Diarium, es ist zwar nur zu einem geringen Teil beschriebener, aber es hat durch die Personen, die darin vorkommen, parteigegenständliches Interesse, um so mehr, als nach meinen Erkundigungen urkundliches Material über die Schule aus jenen Zeiten nicht vorhanden zu sein scheint. Daneben habe ich noch eine Anzahl Briefe aus jenen Jahren; auch sie sind nicht so sehr durch den Inhalt von Interesse als vielmehr durch die Personen, um deren Gewinnung für Vorträge es sich handelte.

Nur wenige in jenem Heft und in den Briefen vorkommende Genossen sind noch am Leben. Da finde ich in einem Verzeichnis der Referenten Bild von Gezzdi, die spätere Bild Braun, offenbar, wie ein Brief verrät, damals noch nicht der Partei angehörig, die „über ein allgemeines Thema mit geschichtlichem Hintergrund aus der Frauenbewegung“ sprechen will. Ich blättere weiter und finde die Namen Wilhelm Liebknecht, Emanuel Bäum, Adolf Braun, Hermann Wenzl, Dr. Lissa, Dr. Christoffer und von Frauen Dittke Baader und Luise Wengels. Von Lebenden seien Dr. Lug, Dr. Zabel, Wolfgang Heine erwähnt. Auch Heinrich Schulz steht da, er war damals von Liebknecht zu meinem Vater geschickt worden, um in der Schule ein Betätigungsfeld zu finden; er schlug dem Vorstand in einem Brief die Einrichtung eines Abends über das Thema „Streikzüge auf dem Gebiet der schönen Wissenschaften und Künste“ vor: er hat damals — April 1894 — gewiß nicht geahnt, daß er 36 Jahre später nach einem preussischen Kultusminister die Festrede halten würde. Wenzl kündigte einmal einen Vortrag über „Kapital und Einkommenskonzentration“ an, während Sgnaz Kuer bittet, ihn mit Vorträgen zu versehen. Leo Krons, der unvergeßliche Förderer der Berliner Arbeiterbewegung, scheint sich der Schule gegenüber in der damaligen Zeit etwas ablehnend verhalten zu haben. Von Außenstehenden sei noch der prächtige Moriz von Egidy, der frühere Oberstaatsanwalt, aus dem Kreise der Gesellschaft für Ethische Kultur, genannt. Er war einer jener parteilosen Idealisten, die sich in das Getriebe der Organisation mit all ihren unermüdlichen, oft nicht erfreulichen Nebenwirkungen nicht einspannen lassen und sich damit selbst des Einflusses berauben, den man gerade ihnen, um der Sache willen, — eben wegen ihrer Selbstlosigkeit — nur zu gern gönnen würde.

Neben diesen, der weiteren Öffentlichkeit bekannten Personen, waren in den Kreisen der Schule viele Genossen tätig, die in der örtlichen Berliner Bewegung eine führende Rolle gespielt haben. Soldaten der Partei in Reih und Glied, die zukunftsgläubig ihr Bestes für die Sache des Sozialismus hergaben.

Es bestanden damals 3 Schulen, eine Ost-, eine Südost- und eine Nordenschule. Ein Teil der Vortragenden war unentgeltlich tätig, ein anderer Teil bekam Honorare. Einmal bittet Emanuel Bäum, einem auswärtigen Referenten mehr als 6 Mark für das Referat zu geben. Unterrichtsfächer waren Geographie, kaufmännisches Rechnen, Deutsch, Geschichte, Gesundheitslehre, Buchführung u. a. m., vor allem als gemeinsamer Sonntagsturnus für alle 3 Schulen: Nationalökonomie.

Damals waren es wohl mehr die großen Linien der Geschichte, die die Bildungsarbeit der Partei kennzeichneten, das Erwecken der Arbeiterklasse zum Bewußtsein ihrer geschichtlichen Mission. Heute ist erdenklicher die Fülle der Gegenwartsaufgaben hinzugekommen, von denen man damals wenig greifbare Vorstellungen hatte: die Tagesprobleme der Beeinflussung von Wirtschaft und Staat, der harte Zwang, sich in verantwortlichem Mitgestalten mit den un-

mittelbaren Mätern einer in Gärung befindlichen ganzen Welt auseinanderzusetzen. Wohl gab es damals eine gesunde Opposition, aber niemand hätte gewiß den Bestand einer von der Verantwortung losgelassen lebenden hemmungslosen zweiten Arbeiterpartei für möglich gehalten, von der nicht der Segen der Opposition, sondern der Fluch der hemmenden Uneinigkeit ausströmt. Sollen wir deshalb die Vergangenheit glücklich preisen? Nein!

## Die Schule für Arbeiterbildung.

### Jubiläumsfeier im Hause des preussischen Landtages

Im Plenarsaal der einstmaligen reaktionärsten Kammer Europas, des preussischen Herrenhauses, weht das Banner des Bezirksverbandes Berlin-Brandenburg der deutschen Sozialdemokratie. Aus rotem Hintergrunde grüßt und mahnt das Bild Wilhelm Liebknechts, des Begründers der Arbeiterbildungsschule Berlin, die gestern auf ein 40jähriges Bestehen zurückblickte.

Alexander Stein, der Vorsitzende des Bezirksausschusses für soziale Bildungsarbeit, begrüßt die Gäste, Lehrer und Schüler, Abgeordnete und Regierungsvertreter. Er erinnert daran, daß einst das preussische Handelsministerium und das Berliner Polizeipräsidium der Arbeiterbildungsschule eine besonders sorgfältige Beobachtung angedeihen ließen und feiert dann den Kämpfer und Menschen Wilhelm Liebknecht, der im Mittelpunkt der Gedächtnisfeier steht. Die Hauptrede hält der preussische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Dr. Grimme, der das Thema

### „Die Wissenschaft und die Arbeiter“

gewählt hat. „Dort“ gebührt den Männern und Frauen, die einst 1891 dieses Werk schufen. Dort gebührt denen, die es 40 Jahre lang erhalten, dort den Führern und Lehrern und dort auch den unbekannteren Soldaten, die dem Werke die Treue hielten. Mögen im Leben eines Volkes 40 Jahre eine kurze Spanne bedeuten, für die Partei der sozialen Demokratie sind diese 40 Jahre erfüllt von größter eigener, oft genug leiderfüllter Erinnerung. 1891 war eben das Sozialistengesetz gefallen, es änderten sich die Bewegungsmöglichkeiten der Partei und Wilhelm Liebknecht war es, der dieser Schule die Grundgedanken gab. Mehr als tausend Genossen meldeten sich damals sofort in einer Begeisterung, die kein Strohfeuer war. Die große Aufgabe der Schule lag nicht in erster Linie darin, Bildungsfäden auszufüllen, sondern darin, den deutschen Arbeiter politisch zu schulen. Wilhelm Liebknecht gab diese Zielsetzung dahin, daß die revolutionäre Aufgabe der Sozialdemokratie nicht darin liegt, durch Gewalt rasche äußere Erfolge zu erzielen. Das muß in der Zeit der politischen Schlagwörter und Schlagringe, deren Vertreter auf schlagende Gründe nicht sehen, betont werden. Liebknecht sprach aus, daß Gewalt seit Jahrtausenden ein reaktionärer Faktor war. Und ein Bismarck, dem durch Jahrzehnte die gesamte Staatsgewalt zur Verfügung stand, erwiderte sich gegenüber den geistigen Waffen der Sozialdemokratie als der Schwächere. Liebknecht ließ das Wortteil zusammenbrechen, daß Politik und Bildung widerstreitende Begriffe seien. Er betonte, daß Politik und Bildung unlösbar miteinander verbunden sind und daß die politische Seite der Bildung heraus. Es gab keine Schulen, die nicht politisch waren. Die politische Seite wurde nur nicht betont und man empfand sie vielleicht nicht. Aber der Umstand, daß junge Menschen vor sozialdemokratischen Buchhandlungen standen mit dem Gefühl, verbottene Früchte zu genießen, bewies die politische Vorstellungswelt, die aus der Schule her in den Menschen lebendig war. Liebknecht wollte kein Wohltätigkeitsinstitut, keine Anstalt, in der mit den Profanen vom Tische der Reichen die Armen ihren Bildungshunger stillten, und keine Unübersicht im Westen-schenschenformat. Das politische Wissen war ihm nicht Selbstzweck, sondern politisches Zweckwissen im Befreiungskampf der Klasse. Die Menschen sollten nicht nur gelehrt sein, sondern auch Haltung zeigen. So ward die Schule zu einer effizienten Funktionärschule für die deutsche Sozialdemokratische Partei. Im Vordergrund stand die Erkenntnis, daß Bildung Gestaltwerdung der Persönlichkeit heißt. Sie bewährte sich, als nach der Neugestaltung des Staates die große deutsche Staatspartei der Republik, die Sozialdemokratie, in täglicher Mitverantwortung

Trotz all des Schweren, das die Jahre der Republik der Partei bejahen haben, wollen wir dankbar den Fortschritt anerkennen, den der neue Staat der Arbeiterbewegung durch gesteigerten gesellschaftlichen Einfluß gebracht hat. „Die Wissenschaft und die Arbeiter“, jenes Wort, das Motto des heutigen Tages mag auch aus der Erinnerung an die Träger der Arbeiterbildungsschule vor 40 Jahren zukunftsweisend sein.

Dr. Georg Flatow.

konkrete Aufgaben in größtem Ausmaß lösen mußte. Hätten wir uns vor Nichtbeachtung und Geringschätzung der Kleinarbeit, die hier geleistet werden muß, hätten wir stets die Bindung zu den Massen aufrecht.

Kultur ist keine Angelegenheit der Oberschicht, sondern muß aus den schöpferischen Kräften des gesamten Volkes sich bilden.

Was bisher zur Erreichung dieses Bildungszieles geschah, sind nur Ansätze aus einer Kulturperiode, die bürgerlich orientiert ist. Verwechseln wir in der Ungebildtheit aber auch nicht Rührigkeit mit Tun. Keine Schicht des Volkes ist zur Erfüllung ihrer Aufgabe mehr geeignet als die Arbeiterklasse, die Politik nicht denkt, sondern lebt. Ob der breite Strom der Arbeiterbildung zur entscheidenden Umformung der Gesamtkultur des Volkes führt, ist eine Frage, die Deutschlands Zukunft entscheidet. Es liegt gar kein Anlaß vor, die Segel zu streichen, wenn heute die sozialistische Bewegung ähnlich heftig bekämpft wird wie einst. Gegenüber der Koprollepolitik der Nationalsozialisten steht die Arbeiterbewegung, die, wenn sie sozialistisch sagt, auch sozialistisch meint und national handelt, ohne sich dieser Selbstverständlichkeit zu rühmen. Wenn aus diesen Erkenntnissen heraus die Arbeiterbildungsschule weiter wirkt, dann ist sie nicht umsonst gegründet worden.

Nach der Rede des Ministers, die mit stürmischem Beifall aufgenommen wird, schildert Staatssekretär Heinrich Schulz, der Vorsitzende des Bezirksausschusses für soziale Bildungsarbeit, persönliche Erfahrungen aus den Gründungsjahren der Schule. Seine Ausführungen gipfeln in dem Satz: „Nicht bilden wir den einzelnen um seiner selbst willen, sondern um der Gesamtheit willen.“

Im Namen des Bezirksverbandes Berlin-Brandenburg spricht Reichstagsabgeordneter Karl Biffe, früher selbst Schüler der Arbeiterbildungsschule, kurze Worte des Glückwunsches und des Dankes, in denen er noch einmal das Wirken Wilhelm Liebknechts hervorhebt.

### Der künstlerische Teil des Programms.

Chorgesang und Sprechchor. Der ausgezeichnete „Junge Chor“ gibt unter Leitung seines Dirigenten Walter Rohde Proben seines oft bewährten Könnens, vor allem in Mussorkis feierlich-schwungvoller „Sonnenhymne“ und in Heinz Tieffens Bearbeitung der Marschlied „Wacht“, der zugleich den Abschluß der Veranstaltung und der vorangehenden Programmnummern bildet: Heinrich Verhagen „Deutsche Hymne“, vom Sprechchor für proletarische Feiernstunden“ (Leitung: Albert Florath), sehr eindrucksvoll zum Vortrag gebracht; diese Aufstellung des Wortes zwischen Einzelsprechern und Sprechchor ergibt immer wieder schöne Möglichkeiten der Gruppierung und Steigerung. Die Strophen des Gedichtes sind durch musikalische Zwischenstücke unterbrochen; und man mag vielleicht gegen solche Art, kurze Stile aus der 2. Sinfonie zur Ausgestaltung eines Sprechchors zu verwenden, vom Standpunkt des Musikers gewisse Bedenken haben, aber es ist ein guter Geist, der einzelne Bestandteile beziehungsweise zu einem künstlerischen Ganzen zu ordnen versucht. Derselbe Geist zeigt sich in der gesamten Programmgestaltung. Nicht einzelne Nummern werden aneinandergereiht, sondern aus Gliedern fügt sich ein Ganzes; die Verwirklichung einer Programmidee. Von dieser Programmidee sind auch die orchesterlichen Vorträge beherrscht: eine Hand-Clarinete, von festlich-freudigem Grundcharakter, in zwei Hälften geteilt, durch die Festreden. Die Feier wurde durch einen Festmarsch von Mozart (nicht von Beethoven, wie im Programm zu lesen stand) wirkungsvoll eröffnet. Und man lernt bei dieser Gelegenheit Eduard Bendlers „Kammerorchester“ als eine disziplinierte, sicher geführte Orchesterformation kennen.

## Palucca tanzt.

### IV. Tanzmatinee im Theater am Bülowplatz.

Man müßte ein Dichter sein, um das Tanzen der Palucca zu beschreiben. Man ist feiner; und deshalb kann man das Wunder ihres Körperausdrucks in Worten nur andeuten, nicht lebendig machen. Denn es ist ein Wunder, was sich vollzieht, wenn die Palucca tanzt: eine Frau, gar nicht auf hübsch hergerichtet, in höchst bescheidenen Kostümen steht auf der Bühne; und sobald sie beginnt sich zu bewegen, hält sie ein vielköpfiges Publikum im Bann, stundenlang, sie ganz allein. Der Beifall ruft nach jedem Tanz, und nach dem letzten stehen die Zuschauer wie eine Mauer, klatschen, rufen... Und die ihr zuzuhören, sind keine kalten, jungen Tanz-enthusiasten; es ist Bollsbühnenpublikum, jeden Alters.

Die Palucca unterhält nicht mit Pantomimen; sie versucht nicht, Zeitkritik und Zeitprobleme zu tanzen; sie tanzt nur eins, immer daselbe: sich. Wer sie nie tanzen sah, weiß nicht, was das heißt. Es ist ein großer Trost, ist Freude, Schönheit, Hoffnung und Verheißung. Es ist die Verkündigung des unendlichen Reichthums, der im Menschen schlüft; vielleicht verhäutet, verflümmert ist — aber doch vorhanden. Indem die Palucca sich tanzt, tanzt sie dich, mich, uns alle: so, wie wir uns vielleicht manchmal in unseren Träumen erleben, reich in uns selber, aus uns selber. Ihre Tänze sind keinesfalls ein ewiges Gleiten in Harmonie. Ihr Tanz ist Leben, erregende Unruhe, Spannung, Sehnsucht; doch alle Dissonanz ist nur Verkündigung der ewig lebendigen, ewig siegreichen Harmonie, die aufstehen kann, wenn das Ich nur an sie glaubt; die des Daseins große, treibende Kraft werden kann.

In diesem Sinne bietet die Palucca auch Zeitanzug: Tanz aller Zeiten, aller Menschen, aller menschlichen Gefühle. Sie ist unendlich wandelbar in sich selber. Denn in ihr ruhen die Verwandlungsmöglichkeiten, sie sucht sie nicht in Keuferlichkeiten. Erstausdrück ist, wie sie Musik erlebt. Es gibt wohl kaum eine zweite Tänzerin, die soviel Ehrfurcht vor dem musikalischen Kunstwerk hat. Sie tanzt zu Musik von Bach, Beethoven, Liszt, jette Oberstimmen komponiert ihr Körper dazu, der sich in die Musik des alten Meisters hineinschmiegt,

dankbar, froh, zärtlich. Ein paar mal in diesen „Hellen Tänzen“ steht sie ganz still, der Klaviermusik lauschend, auf der Bühne: und so, in dieser Unbeweglichkeit, gehört sie zur Musik, wird Teil von ihr. Es ist schwer, von Einzelheiten ihres Tanzes zu sprechen. Wie kann man da Worte finden, um die spielerische Körperfreude ihrer „Technischen Improvisationen“, die Bewegungskunst ihres „Leidenschaftlichen Tangos“ auszudrücken, wie von dem „Stillen Lied“ erzählen, in dem die sonst von ihrem Tanz erfüllte Bühne zu unendlicher Weite wächst, in deren Einsamkeit sehnsüchtig und verloren jede Gestalt in sich zurückfällt.

Die Tänze der Palucca werden nur von Klavier- und sehr zurückhaltender Schlagzeugmusik begleitet. Das Schlagzeug bediente Elisabeth Rau, ein Mitglied der Palucca-Tanzgruppe. Am Flügel saß Herbert Trantow, der würdige musikalische Partner der Palucca.

Trude E. Schulz.

### „Lohengrin“ in der Städtischen Oper.

#### Kritische Bemerkungen.

Die Musikkritik ist aufgefordert, die Leistung eines Sängers zu begutachten, der als Gast in der Rolle des Lohengrin erscheint und seine Eignung für die städtische Opernbühne erproben soll. Leider ist nur zu sagen, daß man einem vielleicht in bescheidenerem Rahmen brauchbaren Künstler lieber die Beschämung, hätte ersparen sollen, sich seine Unzulänglichkeit öffentlich bestätigen zu lassen — seine Unzulänglichkeit, wenn der Nachstab angelegt wird, mit dem auch in Zukunft hier gemessen werden muß. Dieser Nachstab ist keine Frage des Etats. Es ist notwendig, das heute deutlich auszusprechen, nachdem der Aufsichtsrat den begrüßenswerten Entschluß gefaßt hat, eine erhebliche Einschränkung der Ausgaben durchzuführen — mit dem Ziel, den jährlichen Zuschuß etwa um eine halbe Million Mark zu mindern. Dieses Ziel wird nicht erreicht werden, wenn mit den Kosten das Rincen geteilt wird: Preisabbau darf nicht Qualitätsabbau bedeuten. Das Berliner Opernpublikum läßt sich keine Ansprüche nicht vorzeichnen, noch herunterdrücken; Nachlassen der Leistung wird mit Nachlassen des Besuchs beantwortet.

Aber das sind Zukunftssorgen: vom gegenwärtigen Stand der Städtischen Oper gibt dieser Lohengrin-Abend kein erfreuliches Bild. Die Aufführung, in der vorigen Saison als Glangstück des Opernjahres herausgebracht, ist in vielem kaum wiederzuerkennen. Geblieben ist in der Besetzung fast nur Hans Fiedlers über-ragender — seine Umgebung weit überragender Lohengrin; die Elsa der Elisabeth Friedrich neu im Ensemble, fällt durch stimmliche Qualität vorteilhaft auf. Aber weh! ein erschreckendes Nachlassen in Gesamtbild und Gesamtniveau der Vorstellung! Die Chöre, beginnend mit dem Schwanenorchester im ersten Akt, unpräzise und unordentlich, das Orchester laut und glanzlos, unsicherer Kontakt zwischen Bühne und Volk, auch die fremde Disziplin bedenklich gelockert. Die einstigen Leiter der Aufführung, Furtwängler und Lietjen, sind nicht mehr zur Stelle. Einen Regisseur, der den Verkauf der Vorstellung verantwortet, nennt der Theaterzeitel nicht. Als Dirigent ist Denzler an Furtwänglers Stelle getreten; wir erfahren auf diese Weise, daß Furtwängler nicht mehr als Dirigent am Volk der Städtischen Oper erscheint. Gegen den großen Konzert-dirigenten als Operndirigenten und noch mehr gegen die Art seiner Verwendung in der Städtischen Oper wird hier oft grundsätzliche Bedenken geäußert worden. Aber diese Methode, sozusagen stillschweigend eine künstlerische Figur verschwinden zu lassen, auf die das Renommee und das Geschäft des Hauses gegründet schien, muß Befremden erwecken.

K. P.

### Studio des Kabarets der Komiker.

Der Gedanke, in Berlin ein Studio zu schaffen, das der neuen, aufblühenden Kabarettkunst gute Darsteller und ein gutes Programm zuführen könnte, war ein guter Gedanke. Erst wurde eine kleine Bühne von Willi Schaeffers geleitet, und man wußte in Berlin, daß bei diesen anspruchslosen zwei- bis dreimal im Monat stattfindenden Darbietungen junge Leute auf den Brettern standen, die bereit waren, ihr Talent zur Prüfung dem Publikum zu unterwerfen. Die Vorstellungen begannen am frühen Nachmittag, die



Lage des Kabarets war schlecht, wer würde dahin gehen, dachte man anfangs.

Und es kamen dennoch Menschen ins Studio. Wie ein Magnet zog diese kleine Bühne der Unprominenten an. Denn es gab hier etwas zu sehen, was nicht alle Tage so wohlfeil verhandelt wurde: primitive Kunst, unermittelte Darstellung. Direktoren und Theaterleute sahen im Parkett und — o Wunder — engagierten wirklich.

Lehnen Sonnabend übertrug Schaffers die Leitung des Studios an Kurt Robitschek. Ein buntes, originelles Programm wurde geboten. Von den Jungen hinterließ den stärksten Eindruck Ingeborg Klein. Sie sprach den Text eines Schaubudenausrufers (von Erich Kestner). Das Gedicht Kestners ließ zu wünschen übrig. Die Musik von Walter Göhr war wichtig und aufpeitschend, und das kräftige, frische Organ der Darstellerin belebte, formte und verinnerlichte das Ganze. Sie hatte großen Applaus.

Willi Grün, im Studio keine Unbekannte mehr, sprach neue Satiren vom Mädchen, das aus dem Geschäft kommt und so gern süßigkeiten möchte, und vom tranken Dichter, den seine Freundin mit Hoffnungen einschläfert. Große Wärme und starkes Empfinden schenkte dieser Vortrag. Poette Girard zeigte auf der Bühne zehn Minuten Ballettschule, eine sehr gute Idee. Ana Georgia zeigte in zwei neuen Tänzen, was sie kann. Ein guter, komischer Sportakt, Renn u. Co., ist noch zu nennen. Dann kam Kate Rühl und sang aus der „Dreigroschenoper“, von der Lewis-Kuth-Band begleitet. Kurt Robitschek zeigte etwas Neues, illustrierte Konferenzen, von denen die sehr gute Telephonie und die Szene „Unterwelt in Chicago“ glücken. Rina Rae Mc. Kinnen, frisch aus Hollywood importiert, der Star des Tonfilms „Halleluja“, sang Regenerlieder mit einer weichen, merkwürdigen Stimme.

Das Publikum langweilte sich nicht einen Augenblick. S.-M.

## Tonfilm-Rotoko.

U. L. Kurfürstendam: „Die Marquise von Pompadour“

Es kommt dem Regisseur Dr. Willi Wolff hauptsächlich auf dekorative Wirkung an, die bisher bei allen in Historischen angeordneten Filmen den Ausschlag gab, gleichgültig, ob es sich um tragische Verknüpfungen oder um Lustspiele handelte. Eine Bewegung, ein Tanz und ein Gesicht im Stil der Zeit wiegen schwerer als das Streben nach historischer Echtheit der Menschen und nach schauspielerischer Gestaltungskraft. Die Fassade genügt.

So ist es auch hier in der „Marquise von Pompadour“, deren Name bereits eine Ahnung von Sittenverderbnis umgibt. Aber es geht in dem Film harmlos zu. Ein junger Vicomte hat ein Pamphlet auf die Geliebte des Königs verfasst. Er soll für diese Sünde wider den heiligen Geist der Königstreue bestraft werden, doch die Marquise verleiht sich in ihn, und Ludwig muß ihm schließlich die Würde des Gouverneurs einer entlegenen Kolonie verleihen, damit er die Marquise nicht völlig verliert.

Um diese Handlung gruppieren sich die üblichen Operettentypen, diesmal auf Rotoko stilliert durch Seidenstrad und Jopfen. Das Arsenal alter Weisheit wird geöffnet, und überall findet sich Gelegenheit für ein Lied oder ein Chanson. Uebrigens steht die Musik, die Künade, Reifen und Stolz schreiben, auf gutem Niveau. Die Musik erhebt sich jedoch etwas aufgekocht, sie erwacht nicht immer organisch aus der Situation.

Gut die Darstellung besonders in den Nebenrollen. Anna Ahlers verfügt über eine schöne Stimme und auch Sankuhn bringt es im Gesangslichen zu einer ausgefallenen Leistung, während er im Darstellerischen bloß bleibt. Gervons König, sehr diskret behandelt, erinnert doch an einen für den Rostenball kostümierten Dentler.

## Nazi schießt Kommunist nieder.

Nationalsozialisten immer bewaffnet.

In der kleinen an der Wriezener Strecke gelegenen Ortschaft Mahrsahn kam es in der vergangenen Nacht in der Schankwirtschaft von Staab zu einer folgenschweren Auseinandersetzung zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten.

Im Verlauf des Streites zog ein Hakenkreuzler eine Pistole hervor und feuerte auf seinen kommunistischen Gegner mehrere Schüsse ab. Der Kommunist wurde von einem Geschoss in den Arm getroffen und erheblich verletzt. Glücklicherweise waren Beamte der Landjägerei schnell zur Stelle, so daß ein weiteres Blutvergießen verhindert werden konnte. Der nationalsozialistische Schütze wurde festgenommen und der politischen Abteilung des Berliner Polizeipräsidiums übergeben. Dieser Vorfall beweist wieder einmal, daß die Nationalsozialisten trotz der strafschärfenden Bestimmungen immer bewaffnet sind, ein Grund, der die Polizei veranlassen sollte, sie auch bei den geringsten Anlässen sofort zu untersuchen.

## Die Rechenmaschine.

850 000 Mark Lohnausfall durch den wilden Streik.

Offen, 12. Januar.

Der Bergbauverein teilt mit: „Der Ausstand im Ruhrgebiet ist beendet. Die Höchstziffer der Beteiligung am Streik betrug in der Morgenschicht vom 3. Januar 15 834. Der Gesamtlöhnausfall beläuft sich auf rund 95 000 Schichten und der Gesamtlöhnausfall auf rund 850 000 M. Für den Hauer, der vom ersten bis zum letzten Streiktage, insgesamt sieben Tage, nicht zur Arbeit erschienen ist, ergibt sich bei einem Schichtverdienst von etwa 10 M. ein Lohnausfall von rund 70 M.“

Wer hat diesen Lohnausfall in Wirklichkeit verschuldet? Doch nur die Herren vom Bergbauverein, die sich nicht scheuen, einen Lohnabbau um 12 Prozent zu fordern und es darauf anlegten, die Bergarbeiter in eine Verzweiflungssituation hineinzutreiben.

## Erhöhung der Biersteuer abgelehnt.

Der Haushaltsausschuß der Stadtverordnetenversammlung lehnte in seiner heutigen Sitzung die Magistratsvorlage über eine weitere Erhöhung der Biersteuer einstimmig ab. Abgelehnt wurde weiter die Vorlage über Bereitstellung von 20 000 M. für den Auslandschülerausschuß für den Haushalt 1931. Ein Antrag auf Aufhebung der Schanksteuer wurde vertagt, bis ein Ergebnis über den bisherigen Eingang der Steuer vorliegt.

Wetter für Berlin: Behagliche Bewölkung ohne nennenswerte Niederschläge, Tagestemperaturen über Null, mäßige Winde aus westlichen Richtungen. — Für Deutschland: Allmähliches Fortschreiten der Wälderung nach Ost- und Süddeutschland.

# Carl-Legien-Feier

Im Kieler Gewerkschaftshaus

Kiel, 12. Januar. (Eigenbericht.)

Im Gewerkschaftshaus war am Sonntag eine Gedächtnisfeier für Carl Legien, in deren Mittelpunkt eine Gedächtnisrede des Sekretärs des KDOB, Genossen Knoll-Berlin, stand. Tausende hörten dicht gedrängt die Ausführungen des Redners, die weiteren Zehntausenden durch Rundfunk übermittelt wurden.

Knoll schilderte den vor zehn Jahren Verstorbenen als Gewerkschaftsführer und Politiker. Von den Alten, die mit Legien und der Arbeiterbewegung groß geworden sind, leben nur noch wenige. Wer Legiens Lebenslauf schildern wolle, müsse ein Stück deutscher Gewerkschaftsgeschichte schreiben, nicht nur der Deutschen, sondern auch der internationalen. Ein großes Wurzeln

in fest begründeter sozialistischer Ueberzeugung

war sein Charakterzug. Carl Legien war ein Sozialdemokrat von jenem Typus, wie man ihn insbesondere in der älteren sozialistischen Arbeiterschaft so häufig antrifft: unerschütterlich in seiner politischen Ueberzeugung, selbstlos und hilfsbereit. Diesen Geist in der deutschen Arbeiterbewegung lebendig zu erhalten, heißt, das deutsche Staatsleben auch weiterhin vor innerpolitischen Erschütterungen zu schützen.

Die Gewerkschaften sind bereit, alle Kräfte zu unterstützen, die für einen sozialen und wirtschaftlichen Aufbau des neuen Reiches tätig sind. Auf die Dauer freilich gehe es nicht an, daß man auf der einen Seite

eine Ertrugenschaft der Gewerkschaften nach der anderen „wegschlichtet“

und auf der anderen von den Gewerkschaften erwartet, daß sie sich für denselben Staat mit dem Leben ihrer Mitglieder einsetzen. So habe es auch Carl Legien nicht gemeint, als er während des Kapp-Putsch die deutsche Arbeiterschaft zum Schutze der gefährdeten Republik aufrief. Die deutschen Arbeiter seien keine Agrarier und daher auch noch nie vom Staat verwöhnt worden. Sie verzichteten auch darauf, irgend etwas geschenkt zu erhalten. Was aber Legien immer gefordert habe und wofür die Gewerkschaften jahrzehntelang leidenschaftlich gekämpft hätten, das sei die

Anerkennung gleicher Rechte

auch für die Arbeiterklasse.

In ihren Grundgesetzen gewähre die Verfassung der Arbeiterschaft diese Rechte. Heute wolle es allerdings fast scheinen, als sei dieses gleiche Recht in mancher, besonders aber in wirtschaftlicher Hinsicht bestritten und gefährdet. Die Gewerkschaften, in denen der Geist und der Wille von Legien auch nach dem Tode ihres großen Führers noch lebendig sei, wollten im selben Geiste nicht nur helfen, die gegenwärtige schwere Krise zu überwinden, sondern auch das große Ziel zu erreichen, das der Rürnberger Gewerkschaftskongreß von 1919, der letzte, den Carl Legien geleitet hat, so formuliert:

„Die Gewerkschaften erblicken im Sozialismus die höhere Form der wirtschaftlichen Organisation.“

Die Rede Knolls war umrahmt von einer Reihe musikalischer Darbietungen. Die mit dem Entschieden von Fried ihren Abbruch fanden.

## Bauerndrama im Spreewald.

Wem galt das Gift im Koffohl?

Mitte Dezember v. J. verstarb in dem Dorfe Peiß im Spreewald der vier Jahre alte Sohn Horst der dort ansässigen Familie Schularik. Gerüchte wollten wissen, daß das Kind nicht eines natürlichen Todes gestorben sei und die Sektion der kleinen Leiche bestatigte das auch.

Es wurde festgestellt, daß der kleine Horst an einer Arsenvergiftung gestorben war. Von der Inspektion A. des Berliner Polizeipräsidiums wurde schon damals ein Beamter zur Untersuchung dieses Todesfalles angefordert. Die Nachforschungen stießen auf erhebliche Schwierigkeiten. Die Familienmitglieder beschränkten sich entschieden, dem Rinde Gift beigebracht zu haben. Sie gaben zu, daß Arsen im Hause gewesen sei, erklärten aber, der eine Sohn, der in einer Glasfabrik arbeite, habe es von dort zur Vertilgung von Ratten mitgebracht. Das Kind müsse aus Versehen von einer vergifteten Speise gegessen haben. Es ließ sich auch nicht nachweisen, daß irgendein Grund vorgelegen hätte, den kleinen Jungen aus dem Bogen zu räumen. Nach und nach lenkte sich der Verdacht vielmehr in eine andere Richtung. Es wurde davon erzählt, daß der 70 Jahre alte Großvater, der als Altstiller auf dem Hofe lebt, sehr hoch verehrt worden sei. Weiter wollte man wissen, daß er bei der Uebergabe des Hofes sich Rechte ausbedungen habe, deren Erfüllung der Familie jetzt mehr und mehr lästig falle. Für die angebliche hohe Verehrung hat sich noch kein Beweis finden lassen, daß aber Altstiller mit ihren Forderungen den jüngeren Familienmitgliedern oft im Wege sind, haben frühere Fälle wiederholt bewiesen. Bisher hat sich jedoch feststellen lassen, daß an dem Tage, an dem der kleine Horst seinen Großvater besuchte, für diesen ein Gericht Koffohl zubereitet worden war. Weil der alte Mann keinen rechten Appetit hatte, gab er dem Enkel von dem Essen, ohne freilich zu ahnen, daß Arsen in dem Koffohl war. Der Brelis ah nichts und blieb von dem Gift verschont, während der Kleine am Tage darauf verstarb.

## Ungarn hängt Frauen.

Hinrichtung einer Giftmörderin.

Budapest, 12. Januar.

Am Dienstagfrüh wird das erste Todesurteil im Aggrever Giftmordprozess vollstreckt werden. Es handelt sich um die Frau Michael Kardos, die vom Gericht zum Tode verurteilt wurde; das Urteil ist von der Kurie und vom Reichsverweiser bestätigt worden. Das ist seit 80 Jahren der erste Fall, daß in Ungarn eine Frau gehängt wird. (Die „Kgl. Kurie“ ist der oberste Gerichtshof.)

## Ein guter Wintersonntag.

Berlin auf der Eisbahn.

Der Winter ist in diesem Jahre nicht so recht auf der Höhe, und der Besuch der Eisbahnen weist daher auch noch keine Rekorde auf. Die Stadt Berlin verfügt insgesamt über 30 Eisbahnen, in der Hauptsache Kunsteisflächen, von denen die Bahn am Engelbecken, dem früheren Luisenstädtischen Kanal, in diesem Jahre neu eröffnet wurde.

Auch die Verwaltung des Freibades Wannsee hat ihren Wintergast eine Eisbahn erblicken lassen, und zwar hat man in diesem Jahre den Platz vor dem Restaurant (1200 Quadratmeter Flächeninhalt) als Eisbahn eingerichtet. Der Betrieb war am gestrigen Sonntag, dem Eröffnungstage, äußerst reger, und schon in der achten Morgenstunde fanden sich die ersten Besucher ein. Laut Kassenbericht zählte man 1400 Besucher. Die Eintrittspreise sind niedrig gehalten, 20 Pf. für Erwachsene, 10 Pf. für Kinder. Anschließend an die Eisbahn gelang man durch einen mit Brettern belegten Gang nach dem Abstellraum, wo wohnige Ofenwärme die leicht Ausgefrorenen empfängt. Als Abstellraum wurde der Unterkunftsraum der sommerlichen Ferientender eingerichtet. Hinter der Eisbahn liegt die ebenfalls neu geschaffene 100 Meter lange Rodelbahn, die vom Waldgelände direkt an den Strand führt. Aber sie ist öde und leer, denn der nötige Schnee fehlt. Sollte noch große Kälte eintreten und der See zufrieren, dann erweitert sich naturgemäß die Eisfläche um ein gewaltiges, man rechnet jedoch in diesem Jahre nicht mit dieser Last, da der Wannsee Südwärme hat und schon die Februarsonne eisfeindliche Wärme spendet. Für das nächste Jahr sind durch Verbindung mit Eisportvereinen Eiskämpfe und Turniere geplant. Unter den zahlreichen Besuchern möchte eine Linientruppe im Bodetrotz aufsehen, die trotz der

herrschenden — 7 Grad in dieser lustigen Bekleidung Eisport trieb. Sie ist übrigens Stammgast und jedes Wochenende, ob schön, ob Regen, verbringt sie in Wannsee. Ein großer Wunsch liegt der Verwaltung am Herzen: die Einrichtung einer Laufsprecheranlage, die insbesondere bei dem sommerlichen Massenbetrieb zur Bewältigung des umfangreichen Ordnungs- und Rettungsdienstes unbedingt notwendig erscheint.

## 170 Streckenarbeiter verschüttet.

20 wurden gerettet, 150 aufgegeben.

Der Bergsturzkaloskopie in Guayaquil im Staate Ecuador, über die wir in der Sonntagsausgabe des „Vorwärts“ bereits berichtet hatten, sind nicht, wie anfangs gemeldet, 170 Passagiere, sondern 170 Streckenarbeiter zum Opfer gefallen, welche die durch einen früheren Bergsturz verschüttete Bahnstrecke freilegen.

Der erste Bergsturz war abends um 10 Uhr erfolgt, und die Hilfsmannschaft war sofort zur Freilegung der Bahngleise entsandt worden. Wegen schwerer Regenfälle konnte die Freilegung der Strecke jedoch erst bei Morgengrauen beginnen. Als die Rainschicht gegen 5 Uhr morgens emsig arbeitete, begannen vom Berg abhäng Geröll und Erdmassen herabzurollen. Wenige Minuten später erfolgte unter lautem Getöse der große Bergsturz, der die 170 Arbeiter verschüttete, ehe an Rettung zu denken war. Die Bahngleise wurden 1½ Kilometer weit zusammen mit Geröll, Bäumen und Schlammmassen verschüttet. Der angestrengten Arbeit der Bevölkerung ist es gelungen, zwanzig verschüttete aus ihrer Lage zu befreien. Man hat jede Hoffnung aufgegeben, die übrigen 150 Verschütteten zu retten.

Der Präsident von Ecuador, Dr. Ayora, weist an der Unglücksstelle. Die von anderer Seite verbreitete Meldung, daß ein Zug verschüttet worden sei, bestätigt sich glücklicherweise nicht.

## Das Unglück im D-Zug.

Noch immer Zweifel über die Persönlichkeit des Verletzten.

Der junge Mann, der, wie wir berichteten, mit einer schweren Kopfverletzung im Baseler D-Zug auf der Station Wittenberg aufgefunden und der Universitätsklinik zugeführt wurde, ist noch nicht einwandfrei festgestellt. Er führt wirre Reden, aus denen man nur entnehmen kann, daß er ein „Ottomar Settele“ aus Aulendorf in Oberschwaben sein will und daß er die Absicht hatte, nach Stolp in Pommern weiterzufahren. Sein eigentliches Reiseziel war nach der Fahrkarte Halle a. d. Saale. Da der junge Mann nur 30 Pfennige bei sich trug, so hat er wahrscheinlich in Halle Verwandte, die ihm weitergeholfen hätten. Bei der Kriminalpolizei hat sich ein Zeuge gemeldet, der mit dem Verletzten im gleichen Abteil reiste. Beide Leute schlofen. Der Zeuge erwachte plötzlich davon, daß sein Mitreisender von der Bank herunterfiel. Der Zeuge benachrichtigte von dem Unfall sofort das Zugpersonal. Für die Vermutung, daß an dem angeblichen Settele ein Verbrechen verübt sei, hat sich bisher keinerlei Anhalt gefunden. Man muß abwarten, bis sich der Zustand soweit gebessert hat, daß er zusammenhängend Aussagen machen kann.

## Zwei Tote auf den Schienen.

Auf den Gleisen des Pnhalter Güterbahnhofes wurde am Sonntagabend der Betriebsarbeiter Karl Gohl von einer rangierenden Lokomotive erfaßt und tödlich verletzt.

G. wollte eine mit Kohlen beladene Karre über die Gleise schieben. Infolge des Geräusches muß er die herannahende Lokomotive überhört haben. Der Arbeiter wurde von der Maschine überfahren, er erlitt so schwere Kopfverletzungen, daß der Tod augenblicklich eintrat. Die Leiche ist von der Staatsanwaltschaft beschlagnahmt worden.

Auf dem Bahnhof in Witten wurde am Sonntag der Ofenarbeiter Hermann Matyschewski aus Verleson von einem einfahrenden Barozug überfahren und tödlich zermalmt. Ob M. auf die Gleise gestürzt ist oder sich vor die Räder der Lokomotive geworfen hat, konnte bisher noch nicht einwandfrei ermittelt werden.

## Legitkämpfe in Schweden.

34 000 Arbeitnehmer im Streik.

Stockholm, 12. Januar.

In der schwedischen Legitindustrie ist ein Generalstreik ausgebrochen. 34 000 Arbeiter sind in den Ausstand getreten. Man rechnet mit einer längeren Dauer des Konfliktes.



# „Zerbrecher des Marxismus“ oder schlechter Trommler?

## Zwei Bücher über Hitler und die Hitlerei

Kleiner Abschnitt aus dem „Allgemeinen SABC“ — „Allgemeines SA-Befehl“ der Hitler-Armee für den Reichsparteitag in Nürnberg 1929:

Um 8 Uhr 25 steht alles fertig auf den befohlenen Plätzen. Aufgeschlossene Gruppenkolonnen. Aufstellen ruhig, ohne Lärm, gerade Haltung. Die Augen vieler Tausender, viele Photographen und Filmher, sind auf uns gerichtet. Rauchen verboten! Im folgenden spielen nur diejenigen MA und SA, die ausdrücklichen Sonderbefehl vom OJaf erhalten haben. Erstes Trompetensignal. OJaf Hauptmann von Pfeiffer und die SA grüßen einander. Alles steht still und nimmt die linke Hand an das Koppelschloß, wo sie bis zum Abdrücken verbleibt. Der Gruß des OJaf wird durch Hochheben des rechten Armes und ein kurzes kräftiges „Heil!“ erwidert. Armisten, sobald OJaf Arm senkt. Rühren. Zweites Trompetensignal. Adolf Hitler kommt von rechts über die oberste Rajenterrasse. OJaf kommandiert durch Lautsprecher „Stillgestanden“ und „SA — rechts — Achtung!“ und meldet die gesamte SA. Auf das Kommando grüßt jeder Mann durch Hochheben des rechten Armes, gleichzeitig ruft alles solange „Heil!“, bis Hitler und OJaf den Arm senken, und senkt dann alles ebenfalls den Arm. Dazu preußischer Präsentiermarsch durch befohlene MA und SA.

Welcher ausgediente wilhelminische Trompeterschimmel habe da nicht freudig zu wiehern an! Und welcher unerbessliche Kommisskopf riffe da nicht entzündet die Knochen zusammen! Ja, ohne Zweifel trägt diese Militärspielerei großen Stils erheblich zur Anziehungskraft der NSDAP. auf wenig gefestigte, romantiklüsterne Gemüter bei; statt Logik Präsentiermarsch; statt Nachdenken „Heil Hitler!“ Über weder das Buch, dem jenes kostbare Nitat entstammt, Walter Dohme und Kurt Caro, kommt das „Dritte Reich“, nach Weigand von Miltenbergs, Adolf Hitler — Wilhelm III., wie das andere im Ernst Komwohl Verlag, Berlin, erschienen, geht näher auf

### die wesentlichen soziologischen Untergründe

für den Erfolg der Nazis ein: Zerbrechung des Kleinbürgertums, Anstandslosigkeit für den Nachwuchs des Mittelstandes, Abbau der Anstellungen als Folge der Wirtschaftskrise; darüber unterrichten trefflich einige Abhandlungen, die im Laufe des letzten Jahres „Die Gesellschaft“ veröffentlicht hat. Auch post jede der beiden Schriften ihren Gegenstand von einer anderen Seite an. Wenn Dohme-Caros demokratischer Republikanismus zum Nationalsozialismus als Krankheitsercheinung einer aus den Fugen gegangenen Zeit zu sein, was Weigand von Miltenberg seinen Adolf Hitler aus Korn nehmen läßt, er lehnt die Ideen von 1789 ebenso unwirksam ab wie die Weimarer Republik, löhnt über die „verfallene Sozialdemokratie“ und sieht — heiliger Brampatra! — in Marxismus und Kapitalismus Zwillingssinder des verpönten Liberalismus! Wie nur je ein „völkischer“ Wirtkopf schwärmt er vom Glauben an Blut und Rasse und von deutscher Revolution, und mag er auch in der NSDAP. ein unappetitliches Haar gefunden haben, so wähnt er doch, daß „der wahre Nationalsozialismus“ den Baustoff der neuen Welt abgeben werde. Mit einem Wort: ein Gegner Hitlers, ein Anhänger Otto Straßers.

Das hindert nicht, daß die eine wie die andere Schrift, ohne gerade Enthüllungen zu bringen, durch Zusammenfassung und Beleuchtung schon bekannter Tatsachen sehr aufschlußreich wirkt; im Arsenal keines Bekämpfers der Hitlerei dürfen sie fehlen. Dohme-Caro befassen sich mit

### der gewaltigen Parteimaschine der NSDAP.

von der Straßenzelle bis zur Reichspropagandazentrale. Die Zahl der eingeschriebenen Mitglieder, die mit den marktschreierischsten Mitteln amerikantischer Reklametechnik angelockt werden, berechnen sie jetzt, nach dem Wahlerfolg des 14. September, auf über eine halbe Million, und immer wieder geht ein Trommelfeu von Versammlungen, bei denen nie Aufklärung, stets Aufhebung der Hörer das Ziel ist, auf die von den Führern innerlich verachteten Massen nieder. In all ihren 28 Gauverbänden unterhält die Partei hauptsächlich angestellte Funktionäre, deren Zahl sich auf etwa 1500 beläuft. Rinder weit reicht der Presseapparat: 12 Tageszeitungen, 34 Wochenblätter, eine illustrierte Zeitung, einige Monatschriften und eine Parteikorrespondenz. Das offizielle Parteiorgan, der „Völkische Beobachter“, ehemals ein unbeachteter antisemitischer Kläffer, erscheint heute mit einer Auflagenziffer von 165 000 in den drei verschiedenen Ausgaben, für das Reich, für Bayern und für Berlin; alle übrigen Blätter zusammen haben es noch nicht auf eine halbe Million Exemplare gebracht.

Am sichtbarsten von der ganzen Bewegung wird ihre Armee,

### die SA. oder Sturmabteilungen.

Sie bilden eine von der Partei zwar finanziell abhängige, jedoch sonst von ihr losgelöste, selbständige Organisation völlig militärischen Gepräges, gliedert in Gruppen (Korporationen), Trupps (Kompanien), Stürme (Bataillone), Standarten (Regimenter) und Gaustürme (Divisionen) und überträgt von fünf Armeeeinspektionen, Tünte, kräftige Kerle, uniformiert, auf dem Kragenspiegel Sturmnummer und Borgelegensabzeichen (ein bis vier Sterne), Tornister, Brotbeutel und Feldflaschen, Föhnen, Trommel, Pfeifer und Musikkapellen, stramme Haltung, Befehlstone, Hackenzusammen schlagen — kurz, es ist beinahe alles so schön wie auf dem tgl. preußischen Exerzierplatz unseligen Andenkens. Unter den 40 000 Mann, die die SA heute zählen mögen, gibt es sicher verirrte Idealisten, aber auch Erwerbsslose, die weniger Hitlers Heilslehre als die Aussicht auf Verpflegung an den Übungsstagen und auf Löhnung etwa bei der Wahlarbeit, und dunkle Burschen, die Rauflust und Rombdogum zum Hauptzweck geführt hat. Bei allem schämen Dohme-Caro den Gefechtswert dieser Truppe, die aus geheimen Beständen vielleicht bis zu einem Viertel ihrer Stärke bewaffnet werden kann, auch für den Bürgerkrieg sehr gering ein; gegenüber einer ernsthaften Widerstand leistenden Polizei- oder Militärtruppe würde der ganze SA-Zauber schnell zerfallen. Schon am Widerstand der preußischen Polizei muß jeder nationalsozialistische Putzschand zerfallen.

Vom Stab-Sturmführer aufwärts beziehen die „Offiziere“ dieser „Armee“ regelrechtes Gehalt. So gering die wirkliche Autorität der

Borgelegten über die „Mannschaft“ ist, da ja keine anderen Strafmittel als Bann und Ausschluss zur Verfügung stehen, so fest sind deshalb die Führer in der Hand des OJaf — Obersten SA-Führers, als der seit wenigen Monaten

### Adolf Hitler in Person

auftritt. Das gleiche gilt von den „zivilen“ Gauleitern und Geschäftsleitern, die ein Nachspruch des großen Adolf einlegt und ablehnt, und wirklich herrscht hier der Grundsatz: Wer nicht pariert, der liegt! Aber der Nachvollkommenheit Hitlers entspricht bei weitem nicht seine Persönlichkeit. Dohme-Caro beschreiben ihn „kaum geistiges Mittelmaß“ und schildern ihn als „ungezügelter, temperamentvollen Schauspieler“, als „leicht erregbaren Neuraseniker“, an dessen Gebärden und Auftreten sich der feilsche Aufbau und die geistige Haltung „des politischen Komödianten“ erklären und studieren lasse. Mehr als leicht geben die Reizen mit ihm durch:

Die nebenwichtigsten Dinge können den Parteiführer in Raserei versetzen. Er tobt und schreit. Seine Mitarbeiter werden beschimpft. In seiner Wut ging er eines Tages so weit, seine beiden Leibgardisten von der SA, die ständig an der Tür Wache halten, zu ohrfeigen. Das ganze Auftreten Hitlers zeigt eindeutig die Manieren des Emporkömmlings. Durch seinen groben Befehlstone sucht er die innere Unsicherheit zu verdecken. Nur durch lautes, autokratisches Befehl glaubt er wirken zu können.

Noch grimmer höhnt Weigand, der ihn anscheinend aus nächster Nähe beobachtet hat, über

### den „Keinen Herrn Hitler aus Braunau“.

Auch er bestätigt ihm seinen Dilettantismus, seine Halbgebildung, seine Sprunghaftigkeit, seine Schauspielerei, seine innere Unsicherheit, und hebt den weiten Abstand hervor, der ihn von seinem Vorbild Mussolini trennt:

Wenn Mussolini die Zähne stiehlt, oder die Lippen aufwirft, so wirkt das immer irgendwie antik. Bei Hitler sind dieselben Gebärden Krampf eines aufgeregten Steuerzahlers. Ich sah ihn einmal in einem Hotel über einen Teppichstauer stolpern. Man kann sich Mussolini hierbei gar nicht vorstellen. Hitler aber hat tatsächlich eine Minute lang das Bild eines über kleinsten Objekt Auseinanderfallenden. Er sah sich mehrmals nach dem bösen Käufer um.

Hat Hitler neben vielem andern mit Wilhelm II. gemein, daß er die Wahrheit nicht vertragen kann, so ist er auch wie dieser von unterwürfigen, trischerischen Schmeichlern umgeben. Eine Anhimmlung des „geborenen großen Führers“, wie sie sich der kleine Dr. Goebbels leistete, um in Gunst zu kommen, wäre selbst vor dem Thronstuhl von Szary unerbört gemeldet.

Vor dem Bericht in München wuchsen Sie vor uns in das letzte Format des Führers hinein. Was Sie da sagten, ist das größte, das nach Bismarck in Deutschland gesprochen wurde. Was Sie da sagten, ist der Notwendigkeit neuen politischen Glaubens in der Verzeimung einer zusammenbrechenden, entgötterten Welt. Sie verstummen nicht.

Ihnen gab ein Gott zu sagen, was wir leiden. Wie jeder große Führer wuchsen Sie mit der Aufgabe, wurden groß, wie sie größer wurde, wurden ein Wunder, wie sie ein politisches Wunder wurde.

### Also Goebbels an Hitler!

Was nicht ausschließt, daß Hitler und Goebbels heute einander nichttraulich belauern. Ueberhaupt gehört die Schilderung der Kämpfe, die immer wieder, noch vor dem Tode Adolfs des Großen, die Diadochen einander liefern, und der vom OJaf planvoll genährten Zwistigkeiten zu den vergnüglichsten Teilen namentlich im Buche Weigands; man entdeckt da, daß diese großspurigen Maulaufreißer einander innerlich so einschätzen, wie sie von uns eingeschätzt werden, als großspurige Maulaufreißer; Goebbels und Straher beschimpfen einander sogar als „Audenstammlinge“! Aber sachlich wichtiger ist die Feststellung Dohme-Caros, daß das Nazi-Programm in jeder Frage keine Zweifelpflichtigkeit offenbart: „Republik ebenso gut wie Monarchie, Einheitsstaat und gleichzeitig Bundesstaat, Sozialismus und Sicherung des kapitalistischen Privateigentums, Revolution und legale Erwerbung der Macht, Bodenreform und Anerkennung des Bestehenden Beträge“ — all das und noch mehr an schreienden Gegensätzen und Widersprüchen geht in den Agitationstornister eines Hitlerianers mühelos hinein.

Daß leichtfertiger Opportunismus, aus Großmannsucht quellende Kompromißgier und feige Schwäche Hitler zum

### schönen Verrat an der sozialistischen Substanz des NSDAP-Programms

gebracht haben, wirkt ihm auch Weigand am heftigsten vor. Aber damit war es wohl nie weit her, denn was mit dem Nationalsozialismus brodelnd und überdrückend aufkochte, war lediglich der Bodensatz einer trüben Vergangenheit; die deutsche Zukunft sieht anders aus. Und selbst wenn Weigand Hitler, der sich selber als den „Zerbrecher des Marxismus“ feiert, als Trommler gelten lassen will, tut er ihm schon zuviel Ehre an, denn ein Trommler vom Schlage des Heineschen „guten Tambours“ ist allerhand:

Trommel die Leute aus dem Schlaf!  
Trommel Reveille mit Jugendkraft!  
Marschiere trommelnd immer voran!

In diesem Sinn hat die „Hitlerei“ trotz allem „Deutschland-erwache!“-Geschrei die Leute nie aus dem Schlaf getrommelt, sondern das dumpfe Bumbum ihrer Propagandapause hat im Gegenteil die dafür empfänglichen Massen in eine Art hypnotischen Schlummers versenkt. Oder wie Caro es richtig ausdrückt:

Der Nationalsozialismus ist Morphinum für das deutsche Volk. Es bedarf einer energisch betriebenen Entziehungskur, um diese politische Krankheit radikal heilen zu können.“  
Hermann Wendel.

# Eine gefährliche Fahrt

## Genrebild aus Spanien

„Verdammte Schinderei!“ Mühsam leuchte ich die steil berganführende Straße hinauf. Ich war auf dem Wege von Granada nach Malaga, hatte erst die sich um Granada ausbreitende, äußerst fruchtbare Vega durchwandert und überquerte nun die Höhenzüge eines kahlen Gebirges. Es ging auf Mittag zu, die Julisonne brannte mit unbarmherziger Glut vom Himmel. Längst hatte ich mich nach einem zu längerer Rast geeigneten Schattenplatz umgesehen, jedoch vergeblich. Kein Baum, kein Strauch, wohn das Auge auch blickte, kein Fleck, der Schutz vor den sengenden Sonnenstrahlen gewährt hätte. So marschierte ich verdroffen weiter, verschwitzt und verstaubt, Spanien und alle Welt verfluchend.

Da plötzlich — Motorengeräusch?! Ich sehe mich mit einem leisen Hoffnungsschimmer an den Straßenrand und warte. Richtig, jetzt höre ich es wieder, schon etwas näher, und kurze Zeit darauf biegt um die Felsen einer Kurve ein Laustauto. Ich winke dem Führer zu und mache ihm durch Zeichen verständlich, daß er mich mitnehmen soll. Erst hat es den Anschein, als wolle er weiterfahren, doch als ich meiner Enttäuschung gerade mit einem derben Fluch Luft machen will, hält er an, und bedeutet mir, hinten aufzusteigen. Rasch auf die Räder geklettert, über die Seitenwand hinaufgezogen und schon sitze ich oben. Der Wagen fährt weiter.

Er ist mit vollen Rehfäden schwer beladen, zwischen denen ich es mir so bequem wie möglich mache. Bei jeder Kurve und bei jedem Stoß muß ich mich zwar trampelhaft festhalten, um nicht herabgeschleudert zu werden, aber das kann den Reiz der Fahrt nicht beeinträchtigen. Mein Keger ist verschwunden, ich bin voll guter Laune, pfeife und singe vor Freude darüber, daß ich mich in der Mittagssonne nicht mehr zu Fuß abzuquälen brauche. Der durch die Fahrt entstehende Lustzug kühlt angenehm den erhitzten Körper. Ich sehe die Welt jetzt mit ganz anderen Augen an und freue mich über den strahlend blauen Postarientenhimmel, der sich über einer wildromantischen Gebirgsgenerie mit steilen, hohen Bergen und tief eingeschnittenen Tälern ausbreitet. An den mit spärlichem Haljagras bewachsenen Berghängen weiden Pferde und langhaarige Ziegen mit starken, felsam geschwungenen Hörnern.

An einer Straßenbiegung sehen wir uns plötzlich einer großen Karawane von Trageeseln gegenüber, die die ganze Straße einnehmen. Die Tiere haben an jeder Seite einen Korb hängen, der mit Waren vollbepackt ist, und haben schwer daran zu tragen. Die meisten der Grauschimmel springen vor unserem Auto erschrocken zur Seite. Einige jedoch bleiben bloßfüßig auf der Mitte der Straße stehen, und lassen sich weder von dem durch Hart und Bein gehenden Tönen der Autohupe, noch durch die Flüche des Chauffeurs erweichen, ihren Platz zu räumen. Erst einige Stockhiebe und eifrige Steine überzeugen die verstockten Säugetiere von der Ueberlegenheit des Menschen; resigniert, mit hängendem Kopf machen sie den Weg frei und trotten an der Seite der Straße weiter.

Als wir uns auf 16 Kilometer der Stadt Malaga genähert haben, bietet sich dem Auge plötzlich ein prächtiges Panorama. 600 Meter tief unter uns breitet sich die unendlich erdhelnde blaue Wasserfläche des Mittelmeeres aus, und am Strande, inmitten grüner Gärten und Felder, ein Häusermeer: Malaga!

Jetzt fällt die Straße jäh ab und windet sich in Kurven den steilen Berghang hinunter bis zur Talsohle. Der Chauffeur droffelt den Rotor, zieht die Bremsen, und die — versagen! Sie quietschen und rutschen und sind nicht imstande, den schweren Wagen, der durch sein Gewicht die abschüssige Straße hinunter in immer schnellere Fahrt gerät, zum Halten zu bringen. Der Führer gibt Gas, schaltet nach mehreren vergeblichen Versuchen den langsamsten Gang ein und sängt dadurch den Wagen ab. An einer ebenen Stelle wird gehalten, der Chauffeur kriecht mit dem Beifahrer unter das Auto, sie reparieren ein Weilschen an den Bremsen herum und kommen dann mit staubigen Anzügen und schmierigen Händen wieder hervor.

Weiter geht die Fahrt, wieder senkt sich steil die Straße, abermals werden die Bremsen angezogen, und — sie versagen wieder!

Nun treibt der Führer ein gewagtes Spiel: Ein Stück läßt er den Wagen mit eigener Kraft sausen, und wenn es gefährlich wird, schaltet er den langsamsten Gang ein, um dann, wenn es einmal weniger steil geht, wieder von vorn zu beginnen. So geht es Windung um Windung, Kilometer um Kilometer den Berg hinab. Oftmals greifen die Räder der Getriebe nicht gleich ineinander, sondern rasseln und kollern aneinander vorbei. Das gibt bedrohliche Momente. Mitunter sieht es aus, als sollte das Weilschen mit allem, was drauf ist, an einer Kurve über den Straßenrand hinaus- und den steilen Hang hinunterstürzen. Wir sind es unbehaglich zumute, ich sehe im Geiste die vielen verunglückten, zusammengefahrenen, abgestürzten und verbrannten Autos, an deren traurigen Ueberresten ich in den letzten Wochen vorbeigekommen bin. Ich habe das Gefühl, als sollte auch unser Wagen in den nächsten Minuten nur noch ein verkohltes und zerquetschtes Gewirr von Blech und Eisenteilen sein. Für die herrliche Aussicht, die sich bald links, bald rechts bietet, habe ich nicht viel Aufmerksamkeit übrig; ich habe zu tun, mich bei jeder Wendung an die Säde zu klammern, um nicht herunterzufallen. Inbrünstig sehne ich das Ende dieser unsicheren und riskanten Fahrt herbei.

Endlich, nachdem wir uns tiefer und tiefer gedraht haben, wird das Gefälle der Straße mäßiger, tauchen Häuser auf, fahren wir durch blühende Gärten. Die Gefahr ist vorüber, Malaga erreicht. Als ich im Innern der Stadt vom Auto klettere und aufs Pflaster springe, fällt mir doch ein Stein vom Herzen. Erleichtert aufatmend mische ich mich in das bunte Gewühl der Straßen.

Rudolf Schneider.



# Berlin sendet: Sendespiele

Als der Rundfunk begann, wurden Aufführungen von Bühnenstücken die Mode. Man wußte noch nicht, daß das Radio auf anderen künstlerischen Voraussetzungen beruht als das Theater und deshalb wurde frisch und fröhlich draußlos inszeniert. Es kamen merkwürdige Dinge zustande. Realistische Dramen, die zu ihrer reiflichen Ausdeutung das Bühnenbild, die Geste, die Mimik des Schauspielers erforderten, standen neben Dramen, die völlig durch das Wort erklärt wurden. Erst allmählich erkannte man die spezifischen Ausdrucksmöglichkeiten des Rundfunks. Das Hörspiel, das diese besonderen Gegebenheiten in Rechnung stellte und daraus seine formalen Ausbaumöglichkeiten fand, verdrängte die Sendung von Theaterstücken. Nun kam man vom Berliner Sender nicht behaupten, daß das Hörspiel resp. Hörbild das Sendespiel verdrängte, denn beide Gebiete werden auf das sträflichste vernachlässigt. Was dabei an künstlerischen Werten verloren geht, zeigt die Sendung von Hebbels Tragödie „Herodes und Mariamne“ in der Regie von Alfred Braun.

Man weiß, daß die deutschen und ausländischen Klassiker als Stiefkinder der Berliner Bühnen behandelt werden. Die beiden Staatsopertheater bilden immerhin eine Ausnahme, trotzdem auch hier kein festes Repertoire vorliegt, in das die klassischen Standardwerke zu dem eisernen Bestand gehören. Auch hier ein Experimentieren, das auf keiner fundierten Grundlage beruht.

Es ist ein Borurteil, die Klassiker als überholt und veraltet zu bezeichnen. Warum verschließen sich die Berliner Bühnen der klassischen Dichtung? Hier steht die Aufgabe des Rundfunks ein. In der Opernabteilung ist sie erkannt worden. Der Querschnitt reiht verunkeltes Gut vor der Vergessenheit. Wir fühlen plötzlich, welcher Reichtum an Melodien in einem Donizetti oder Bellini liegt, welche hohe musikalische Qualitäten auch solche Opern Verdis auszeichnen, die aus irgendeinem Grunde nicht mehr auf dem Spielplan der Theater stehen. Warum macht es die Schauspielabteilung des Berliner Rundfunks nicht wie die Opernabteilung? Auch hier lassen sich aus der Literatur vergangener Zeiten Werke finden, die sich für Funkübertragungen eignen oder zumindest einen interessanten Querschnitt gefällen. Es gibt Dichter wie Marivaux, Alfred de Musset oder Sheridan.

Worauf kommt es bei diesen Sendungen an? „Herodes und Mariamne“ hat es von neuem gezeigt. Man muß unterscheiden lernen, ob es sich um ein Wortkunstwerk oder um ein auf visuelle Wirkungen berechnetes Theaterstück handelt. Die Problematik, die ganze Fragestellung des Dramas hat im Wort zur absoluten, klaren Darstellung zu gelangen wie eben bei Shakespeare, Schiller, Goethe, Kleist, Hebbel oder Grillparzer, ganz abgesehen von den französischen und spanischen Klassikern wie Racine oder Calderon.

Man hört die Hebbelsche Tragödie und ist ergriffen, gefesselt, man betritt heiligen Boden. Das Bühnenbild ist verschwunden. In monumentalen Formen wird das Grundproblem herausgemacht. Worauf liegt das? In erster Linie an dem Sprecher Kortner, neben dem die anderen verblasen. Warum? Für die Regie entsteht eine neue Frage von größter Bedeutung: Die Auswahl der Künstler.

Kortner ist der Herodes. Er formt rein sprachlich das Porträt dieses Menschen. Seine Stimme, die der leiftesten Intention gehorcht, kann jede Erregung ausdrücken. Der technische Sprachwitz ist aber auch der bewusste Darsteller, der innerhalb einer Differenz von zwei Tönen die ganze Stala feinsten Ausdrucksmöglichkeiten erschöpfen kann.

Die Berliner Funkstunde muß eine bessere Auswahl unter den Sprechkünstlern treffen. Es kommt nicht darauf an, wie ein Mensch auf der Bühne wirkt. Es entscheidet allein die Sprache. Die Stimme muß die Figur formen können. Dieses entscheidende Moment wird in der Funkstunde vernachlässigt.

Der Rundfunk muß sich daran erinnern, daß ein überwiegendes Provenienz seiner Hörer arbeitslos und daß das Programm in Hinblick darauf auch zu gestalten ist. Wer sich die „Junafrau von Orleans“ im Staatstheater ansehen kann, braucht nicht Sendungen dieses Dramas im Rundfunk. Wieviele sind jedoch in der Lage, das Geld für diesen Theaterabend aufzubringen? Die Veranstaltung am Sonntag nachmittag, die erfolgreiche Theateraufführungen vor das Mikrophon bringt, versucht in dieser Richtung hin zu wirken. Der Rundfunk könnte noch mehr darin tun, wenn er Sendespiele mehr als bisher berücksichtigt.

Es handelt sich nicht nur allein um Klassiker, die vielleicht einmal in einer Woche oder auch im Laufe von vierzehn Tagen aufgeführt werden könnten, sondern um das Sendespiel überhaupt.

Selbstverständlich kann eine Aufführung etwa von Otto Ernst Kowdie „Nachmann als Erzieher“ nicht als Kunstwerk gemertet werden, wohl aber als eine gute Unterhaltung, und auch das ist zu berücksichtigen, gerade in dieser Zeit. Es gibt in dem reichhaltigen Bestand der Lustwieliteratur genug Stücke, die als Sendespiele verwendet werden können. Falsch ist es natürlich, ausgerechnet solche Stücke herporzuführen, die zu ihrer Wirkung das Bühnenbild brauchen, wie es oft geschieht.

Wie selten bringt ein Theater oder ein großes Kino ein Werk heraus, das wirklich künstlerische Bedeutung hat! Das geschieht auch im Rundfunk sehr selten. Aber es gibt eine Linke guter Unterhaltung, eine Unterhaltung, die gleichzeitig die Grenzen der Kunst berührt. Das wird im Berliner Sender vergessen.

Das Hörspiel mit seinen Entdeckungen von Neufand bedeutet eine Notwendigkeit, daneben dürfen aber die Schätze der Vergangenheit nicht vergessen werden.

P. Sch.

## Steuer und Ehe

Als die Ledigensteuer notverordnet wurde, glaubten viele, daß diese Ausnahmebestimmung ein Anzeichen der Eheschließungen bewirken würde. Und in der Tat haben mancher Junggeselle und manche Jungfrau, die bis dahin friedlich, freundschaftlich miteinander verkehrten, sich zu einer Ehe vereinigt, um so der beiderseitigen ominösen Ledigensteuer zu entgehen. Aber da kamen sie oft vom Regen in die Traue. Ich will erzählen, wie es einem jungen Zeichner erging, der seine Entwürfe an Zeitschriften einwarf, und sich von dem Ertrag schlecht und recht ernährte. Sein monatliches Einkommen betrug durchschnittlich etwa 200 M.; er hatte nur den über das steuerfreie Existenzminimum von 100 M. hinausgehenden Betrag zu versteuern. Er wohnte bei einer jungen Witwe, die selbständig eine Plätterei betrieb, einige Angestellte hielt und, da sie fleißig und tüchtig war, gut vorwärts kam. Jedenfalls brachte ihr Geschäft bedeutend mehr ein als die Zeichnerentwürfe ihres Meisters. Dieser, der von seiner Wirtin gut betreut und versorgt wurde, und sich über die Ledigensteuer ärgerte, erwog nun den Plan einer Eheschließung; und da erschien ihm die junge Frau für eine gute harmonische Ehe durchaus geeignet.

Die Ehe wurde auch gut — aber die Steuer wurde um so

schlechter. Nach § 22 Absatz 1 des Einkommensteuergesetzes müssen nämlich Eheleute zusammen zur Einkommensteuer veranlagt werden, und durch diese Zusammenziehung beider Einkommen verringert sich der steuerfreie Einkommensanteil ganz bedeutend.

In unserem Fall stand nun diese Zusammenziehung in einem gewissen Gegensatz zu den Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches. Über alle Eingaben und Hinweise des jungen Ehemannes auf diese Bestimmungen nahmen ihm nichts, das Finanzamt berief sich auf den oben angeführten Paragraphen des Einkommensteuergesetzes. Für unseren jungen Zeichner war dies nun eine ganz besondere Härte, denn die junge Frau betrieb ein selbständiges Erwerbsgeschäft, und es heißt im § 1365 des Bürgerlichen Gesetzbuches: „Die Verwaltung und Nutzung des Mannes erstreckt sich nicht auf das Vorbehaltsgut der Frau“, und im

§ 1367: „Vorbehaltsgut ist, was die Frau durch ihre Arbeit oder durch den selbständigen Betrieb eines Erwerbsgeschäftes erwirbt.“ Nach dem Gesetz hatte also der junge Ehemann keinen Anteil und kein Bestimmungsrecht an diesen — als Vorbehaltsgut seiner Frau gekennzeichneten — Einnahmen. Bei der Steuerveranlagung wurden sie trotzdem seinen eigenen Einnahmen hinzugerechnet, und es wurde von der Gesamtsumme als steuerfrei ein weit geringerer Betrag abgezogen als bei getrennten Steueranlagungen hätte abgezogen werden müssen.

Steuern zahlen ist nie eine reine Freude, aber es mißt doch als ganz besondere Härte, wenn ein Ehemann durch das Vorbehaltsgut seiner Frau, an das er gesetzlich keinen Anteil hat, durch erhöhte Steuer noch besonders befaßt wird.

Margarethe Falkenfeld.

## Das neue Buch

### Ein Führerbuch für Naturfreunde

Immer mehr kommt man in den proletarischen Kulturorganisationen zu der Ueberzeugung, daß das Wandern, das gleichbedeutend ist mit Schlendern oder, wie der Berliner sagt, Latzen, nicht der letzte Zweck des neuzeitlichen Fußwanderns sein kann. Gewiß, das zwecklos, rein triebmäßige Dahingehen und das Sich-Hingeben an die Stunde der Freiheit wird immer seine große gesundheitliche Bedeutung behalten. Das waren die Urelemente des Urwandererregels. Das Arbeiterwandern der letzten Jahre hingegen hat das soziale Moment betont; während merkwürdigerweise die pädagogischen Momente des naturwissenschaftlichen, volks- und heimatländischen Erkennens beim Wandern noch bei weitem nicht die Rolle spielen, die ihnen zukommen.

Hier steht ein Buch von Dr. Kurt Rägler und Gustav Bergt im Herzen Mitteleuropas (Verlag Gummert u. Runge, Berlin NW. 21, Preis geb. 15 M.) ein. Die Autoren wanderten jenen wenig begangenen und wenig bekannten Raum ab, der im wesentlichen bestimmt wird durch die Städte Zerbst,

Bernburg, Coswig, Köstau und Dessau. Wenn der Preis dieses guten Heimatbuchs, in dem man nur eine Uebersichtskarte vermisst, durch die vielen Photographien auch erhöht wird, so muß man doch sagen, daß gerade die ausgezeichneten Photos einen überraschenden Einblick in dieses in Berlin noch wenig bekannte Stück Erde vermitteln. Das Buch bietet eine keineswegs leichte Lektüre; es setzt, wenn nicht geologische und naturwissenschaftliche Kenntnisse, so doch den Willen zu ernsthafter Weiterbildung auf Grund sehr sachlicher, alles Feuilletonistische vermeidender Darstellung voraus. Es ist ein Führerbuch. Dem Wanderführer der sich dieses Stück Heimat erobert will, sei geraten, es zunächst einmal in kleinem Kreise abzuwandern, um dann zu entscheiden, was er einem größeren Kreise von Naturfreunden bieten darf.

Dr. Rägler behandelt sehr eingehend und gewissenhaft die geologische Seite, um dann sehr anschaulich auf die Entstehung und Entwicklung der heimischen Industrie überzugehen. Wir befinden uns in Ursprungsland der deutschen Zuckerindustrie. Die Bernburger Solanwerke, die Kaliindustrie, die Braunkohlenindustrie, die Dessauer Bamaq und die Junkerwerke werden sachlich behandelt. Dr. Bergt schreibt anregend über die heimische mannigfache Tier- und Pflanzenwelt. Das romanische Element dieser Landschaft wird durch die Elbe und das liebliche Salletal verkörpert. Die ernsthaften und auch für den Laien interessanten Abhandlungen Bergts über Forstkultur und über den berühmten Böttcher Park sind besonders beachtenswert.

Trojan.

## WAS DER TAG BRINGT

### Totentanz

Auf dem Boden einer Berliner Mietkaserne wurde kürzlich ein fremder alter Mann tot aufgefunden. Man bekam schließlich heraus, daß es sich um einen Bekker handelte, der sich da oben unbemerkt oder doch nicht beachtet von den vielen Bewohnern des Hauses, aufs Sterben eingerichtet hatte. Das gibt es also, dachte man, wie man das las: foveel Einsamkeit in einer Mietkaserne, solchen Beifertod ein paar Plafondzentimeter über bewohnten, geheizten, belebten Räumen — das gibt es nicht nur in schlechten Romanen, das gibt es wirklich und mitten unter uns. Und kaum ist das vergessen, da liefert der Alltag eine Nachricht, die in einer seltsamen, undeutbaren Beziehung dazu steht, die Fortsetzung und Gegenbeispiel zugleich ist: sie kommt aus Hain bei Reg, wo ein gewisser Festy Kouy starb, der ein Vermögen von 130 000 Franken hinterließ. Ihm gehörte auch eine gut eingerichtete Wohnung mit Schränken voller Anzüge und mit einem weichen und warmen Bett — und doch gehörte ihm von all dem nichts; denn Kouy war geizig. So geizig, daß er in Lumpen ging und schließlich vor Hunger und Kälte starb — und auch dies letzte nicht in seinem Bett; das wollte er schonen, und so fand man ihn sterbend auf dem Fußboden, nicht anders als jener Bekker in Berlin. . . Der Arme und der Reiche vom Tode auf eine Formel gebracht, beide krank an der Widerständigkeit einer Welt, die Lebendige als beste aller möglichen Welten bezeichnete — das ist wie aus einem mittelalterlichen Totentanz. . . Und damit in solchem Totentanz auch die Farce nicht fehle, sei die Geschichte des verhänglichen Selbstmörders von Zeit noch hier angehängt: dieser, ein Handelsmann, hatte sich vor ein Lastauto geworfen, der Chauffeur hatte aber im letzten Moment bremsen können. Und was tat der Getroffene? Er sprang auf und stürzte sich auf den Chauffeur und mißhandelte den Mann, der ihn um seinen Tod betrogen hatte, dermaßen, daß er in ein Krankenhaus gebracht werden mußte. Der Selbstmörder indessen muß seinen Ueberfluß an Lebensenergien im Gefängnis austoben. . .

### Die Waldkönige von Sachsen

Es ist eine merkwürdige Sache mit dem sächsischen Humor. Außerhalb Sachsens leben von ihm ein paar Duzend Schriftsteller und Komiker, und sie leben nicht schlecht; nur in Sachsen selbst — da ist er anscheinend nicht zu finden. Es dürfte sich hier um einen reinen Exportartikel handeln — oder wie anders wäre sonst das Vorgehen der Dresdener Behörden gegen die „Waldkönige“ zu verstehen? Befagte Waldkönige waren, so verkündet in amtlicher Trockenheit der offizielle Bericht, mehrere arme Bauernjungen aus der Gegend von Moritzburg bei Dresden; die hatten sich im Moritzburger Wald eine Höhle gebaut — man denke, wie juchbar, eine unterirdische Höhle, mit Balken abgestützt, mit Brettern verschalt, mit sechs Ecken und eiten Wänden und Kissen und einer Lampe! Und man kam zusammen in dieser Höhle, war sie doch das Vereinslokal eben des „Bereins der Waldkönige“, und dessen Vorsitzender, der Waldkaiser gewissermaßen, schloß sogar manchmal darin. Und Abenteuerromane wurden gelesen, und der Bericht erwähnt ausdrücklich, daß sie zerlesen ausfahen! — Dies verworfene Treiben hätte vielleicht noch Jahre gedauert, wenn nicht Gott sel Dank ein Forstbeamter bei einem Reviergang in diese Höhle direkt hineingerückt wäre. Der pfechtreue Mann benachrichtigte die Polizei, und nun lauzierten Gendarmen Tag für Tag den Höhlenbewohnern auf, um endlich zu ihrer Verhaftung zu schreiten. Und demnächst werden sich die Burtschen, so schließt der Bericht stolz, vor Gericht wegen Sachbeschädigung und Forstfrevel zu verantworten haben. „Sachbeschädigung“, „Forstfrevel“! Dem frommen Bürger graut! Höhlen, zerlesene Schundliteratur — eine Bruchstätte verwahrloster Jugend! — Lieber Richter, der du die Jungens zur Aburteilung vor deinen Tisch bekommst: da du ihnen ihr Waldkönigtum schon nicht lassen kannst, so sprich sie wenigstens frei! Dann, nicht wahr: wenn unsere Jugend verdorben wird, dann geschieht das wohl manchmal unterirdisch und in Lokalen, die man als Höhlen bezeichnen kann — aber die sehen anders aus als die Erdhöhle im Moritzburger Wald, da werden andere Schriften gelesen und andere Taten geplant als dort, da entstehen größere Delikte als Sachbeschädigung und Forstfrevel — obgleich diese größeren Delikte nicht so schnell geahndet zu werden pflegen. . . Lieber Richter, wir alle sind gute Republikaner, aber wir bitten dich um volle Entfaltung des guten sächsischen Humors und um — Schutz des Waldkönigtums.

### Zweckgemeinschaft

Die allgütige Mutter Erde kann verschiedenen Zwecken dienlich gemacht werden. Man kann auf ihr Kohl bauen oder Wolkenkratzer, man kann auf ihr Karten spielen oder Tennis. Sie erträgt alles mit demselben Gleichmut; und so hat es auch kein Erdbeben gegeben, als man auf dem gleichen Flecken englischen Bodens, in Melbourne nämlich, zugleich Rennpferde und Homöopathen züchtete. Jazwohl, nicht bei dem Rennplatz Melbourne hauste ein Imker; das war bisher niemanden aufgefallen, weder hatten die Imkerei die Bienen noch die Bienen den Bienenvater geküßt. Bis kürzlich in einem Rennen ein krasser Kufenreiter zum Sturz kam — ein so krasser Kufenreiter sogar, daß die Rennleitung Untersuchungen anstellen ließ. Und diese Untersuchungen ergaben einen ganz neuen und modernen Fall von Zweckgemeinschaft zwischen Tieren, welches Problem so wohl mit im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses steht. In diesem Fall waren das sitzende Pferd und eine Biene eine solche Zweckgemeinschaft eingegangen. Das Pferd hatte der Biene einen warmen Platz auf seiner Hinterseite eingeräumt, die Biene dem Pferd dafür einen Stachel mit dem Stachel in diese Partie verlegt. Die Angst beiläufige den eilenden Fuß, das Koh raste dahin und lange vor seinen nichtgestochenen Konkurrenten durchs Ziel. Dies raffinierte Komplott wurde durch die Aufmerksamkeit des unterjünglichen Tierarztes entdeckt, der noch die kleine Geheimnis auffinden konnte. Der Sieg konnte dem Gaul jedoch nicht streitig gemacht werden, da weder ihm noch seinem Besitzer noch etwa der Biene eine betrügerische Absicht nachzuweisen war. Immerhin: wenn in Zukunft erfolgreiche Rennfahrerbesitzer oder schlecht reitende Jockeys sich nebenbei mit Bienenzucht beschäftigen und etwa so ein Tierchen in einer Streichholzschachtel bei sich tragen sollten — dann wäre Vorsicht am Platze. Immerhin. . .

### Herr Meyer bleibt kalt

Die Regentänzerin Josefine Baker, deren wippendes Hinterteil schon so manchen Streit und so manchen Standal veranlaßte, ist von ihrem bisherigen Partner Peter Meyer auf 500 000 Franken Schadenersatz verklagt worden. Sie hat Herrn Meyer nämlich Knall und Fall entlassen — und warum? Weil er ihr (man wird mirs nicht glauben!), weil er ihr ganz einfach — zu kühl war, zu temperamental, zu gelassen. . . Die Volkseil, die doch Josefinen fern steht, muß ihr Auftreten verbieten, weil sie keinen ihrer männlichen Zuschauer so kalt läßt, wie sich gehört. Aber ihren Partner — den läßt sie kalt. . . eine komische Welt!

### Wochenragout

Russische, einstupeilen noch nicht verhaftete Ingenieure haben ein neues Metall erfunden, das widerstandsfähiger und besser sein soll als der vorzüglichste Stahl. Es soll besonders zur Waffenfabrikation Verwendung finden. Die Erfinder haben der neuen Legierung zu Ehren Stalins den Namen „Stalini“ gegeben. — Wahrhaftig: das ist ein Sinnbild! Wer wollte nun noch zweifeln, daß die Rüstungsindustrie mit Stalini glänzende Geschäfte machen wird. . . ? Weniger Glück scheint man in Sowjetrußland mit der Ruderfabrikation zu haben — es ist noch nicht bekannt, welche Mächenschaften welcher Industriepartei daran schuld sind. Bekannt ist lediglich, daß deutsche Importfirmen große Posten Raskaroni aus Rußland bestellt hatten, bei Befichtigung der ersten Sendungen aber die Abnahme der Ware verweigerten: sie war brüchig und fiel bei der ersten Erschütterung auseinander. Infolgedessen schob man die Ware nach Frankreich ab, wo sie an die Soldaten veräußert werden sollte. Aber die Soldaten weigerten sich, diese Nahrung zu genießen, und nun scheint aus der Sache eine förmliche Affäre zu werden. . . Vielleicht wendet sich Stalin mal an seinen Diktator-Kollegen von der anderen Fakultät: der ist doch Fachmann für Raskaroni. . .

In Budapest haben sich die Sportredakteure zu einem Sportklub zusammengesetzt, um den Kritikerinnen auch praktisch das Bessere demonstrieren zu können; und in New York haben am Neujahrstage die Russkritiker ein Konzert gegeben, weil man sie aufgefordert hatte, mit gutem Beispiel vorzugehen. — Da werden wir denn wohl demnächst in Berlin Theateraufführungen unserer Kritiker erleben. Als erste Premiers dürfte Schillers „Braub von Messina“ in Frage kommen, und die Herren Kerr und Wering werden darin die feindschaftlichen Brüder darstellen. . .







